

Rebecka Fredriksson

Ausgewiesen

Aus dem Schwedischen von Sabine Grauer

Rebecka Fredriksson

Ausgewiesen

*Ein packender Roman
über die Anfänge der Baptisten
in Schweden*

Aus dem Schwedischen von Sabine Grauer



EDITION WORTSCHATZ

Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nichtstaatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt.



Aus dem Schwedischen von Sabine Grauer

Die schwedische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel Landsförvisade im Sjöbergs förlag, Örebro

© 2021 Rebecka Fredriksson

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Abbildungen: Umschlag vorne: KI/Shutterstock.com; Umschlag hinten: Gustav Cederström (1886); Foto der Autorin: Karl-Oskar Fredriksson; Karten: Rebecka Fredriksson

Satz und Herstellung: Edition Wortschatz

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe bei Sabine Grauer

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Übersetzerin

Edition Wortschatz, Neudorf bei Luhe
ISBN 978-3-910955-27-1, Bestell-Nr. 588 927

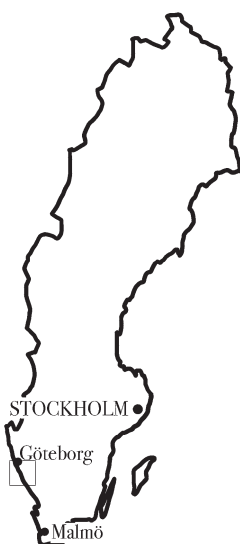
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an den Hersteller:

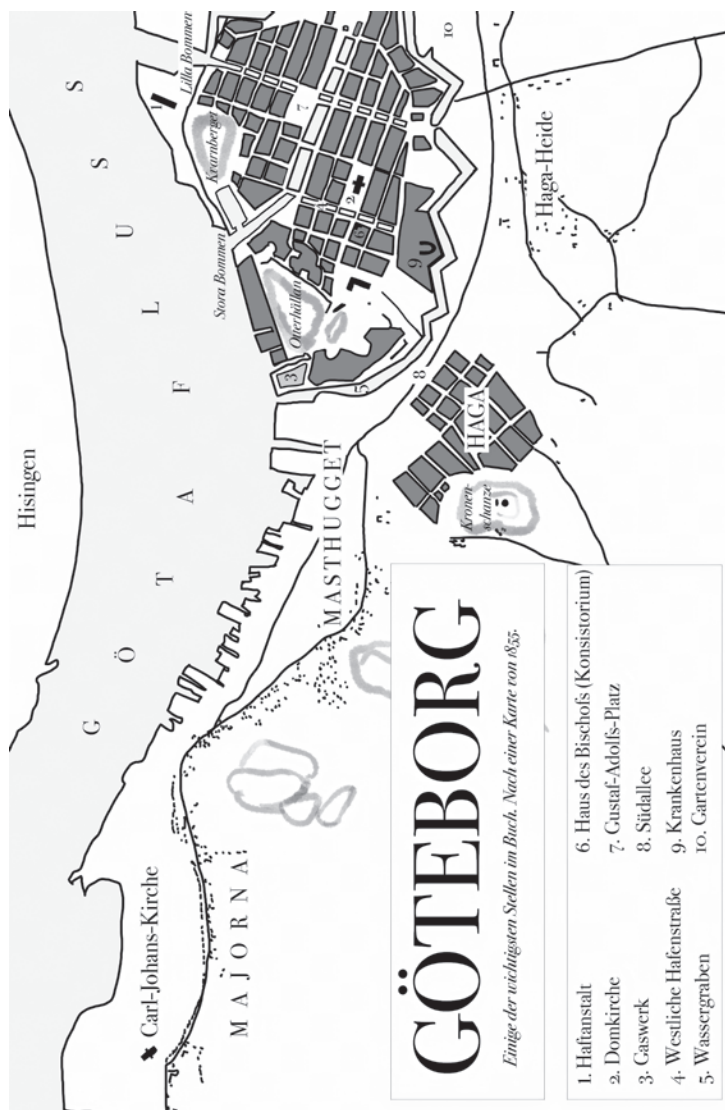
Edition Wortschatz im Neufeld Verlag,
Schlagäcker 18, D-92706 Luhe-Wildenau, Deutschland,
Telefon 0 96 07/9 22 72 00, E-Mail info@neufeld-verlag.de

www.edition-wortschatz.de

Inhaltsverzeichnis

Karten	6
Prolog	8
Kapitel 1	12
Kapitel 2	27
Kapitel 3	38
Kapitel 4	52
Kapitel 5	63
Kapitel 6	81
Kapitel 7	103
Kapitel 8	123
Kapitel 9	137
Kapitel 10	147
Kapitel 11	162
Kapitel 12	178
Kapitel 13	190
Kapitel 14	201
Kapitel 15	211
Kapitel 16	222
Kapitel 17	233
Kapitel 18	246
Kapitel 19	265
Epilog	282
Personenverzeichnis	291
Literaturverzeichnis	294
Anmerkungen	296
Dank	300





Prolog

Houston, Minnesota

1898

Es knisterte und knackte. Die drei hohen, schmalen Fenster zersprangen eins nach dem anderen – klirr, klirr, klirr. Flammen loderten an den weißen Holzwänden empor und stiegen wie Rauchfahnen zum Himmel. Funken flogen hinauf zu den Sternen. Die Glocken der lutherischen Kirche begannen zu läuten. Gleich darauf fiel eine weitere Glocke mit dumpferem Ton mit ein und dann noch ein paar Glocken aus anderen Kirchen der Stadt. Bald waren die mahnenden Klänge nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Die ganze Stadt war jetzt auf den Beinen. Zwei Pferde kamen den Kiesweg entlang geritten, schweißgebadet vor lauter Peitschenhieben. Sie zogen einen Karren, der mit einem schweren Wassertank beladen war.

„Steh nicht einfach rum und glotze! Da, nimm einen Eimer!“, schrie ein Mann und drückte einer schlanken, hoch gewachsenen jungen Frau, die wie gebannt auf das Feuer starrte, einen Blech-eimer mit Wasser in die Hand.

Ein paar Meter hinter ihr hatten Menschen eine Kette gebildet und reichten sich der Reihe nach Eimer mit Wasser aus dem Bach.

Links davon stellten ein paar junge Männer rasch ein Löschgerät auf und fingen an, Wasser von dem Karren auf eine Schmalseite des Gebäudes zu spritzen, die der Stadt zugewandt war.

„Ihr müsst den Brand *dort* eindämmen“, schrie ein Mann. „Sonst steht bald die ganze Stadt in Flammen!“

Die junge Frau lief mit dem schwappenden Wasser in dem schweren Eimer auf das Haus zu. Die Hitze des Feuers stach ihr ins Gesicht, doch sie ging noch ein paar Schritte weiter, um das Wasser nicht zu früh auszuschütten.

„Ottilia! Was machst du hier?“, rief ihre Tante mit scharfer Stimme.

Sie packte Ottilia am Arm. Ihr weißes Haar hatte sich aus seinem Knoten gelöst und ihre Arme waren schwarz vor Ruß. Sie zog die junge Frau zur Seite, weg aus der Gefahrenzone. Mit einer raschen Bewegung schleuderte Ottilia das Wasser so weit wie sie konnte in den Brandherd hinein.

Dann standen sie und mindestens die halbe Stadt zehn Meter vom Feuer entfernt und sahen zu, wie die Dachbalken einer nach dem anderen einstürzten. Die ganze Zeit über hielt die Tante Ottilia fest in ihrem Griff. Unmittelbar nachdem der letzte Dachbalken gefallen war, begann eine der Längsseiten zu schwanken. Alle schrien auf. Die, die am nächsten standen, zogen sich in wilder Hast zurück – gerade noch rechtzeitig, bevor das Haus in sich zusammenstürzte.

Bald hatte das Feuer seine dramatischste Phase überschritten. Das Wasser von dem Karren wurde weiter über den Brandherd gepumpt. Die Hälfte des Hauses war bereits abgebrannt. Nur die schwarzen Stümpfe der Wandstützen ragten hervor. Am anderen Ende, ein paar Meter weiter, züngelten immer noch Flammen, doch zumindest für den Augenblick schien die Gefahr eines Stadtbrands gebannt zu sein. Die Leute wischten sich den Schweiß von der Stirn, und manche fingen sogar an, miteinander zu plaudern, obwohl andere, darunter Ottilias blonder Verlobter

Eric und sein bester Freund Jack, noch immer dabei waren, den Brand zu löschen.

Auf einmal beugte sich die Tante schluchzend über den Aschehaufen. Sie streckte ihre Arme aus, als wolle sie das Haus umarmen. An dem kleinen Holzhaus war Ottilia tausend Mal vorbeigegangen. Nie war ihr der Gedanke gekommen, dass es für ihre Tante etwas Besonderes bedeutete.

„Tante! Tante!“, rief Ottilia.

Eigentlich war es ihre Großtante, die Tante ihrer Mutter. Ottilia drängte sich zu ihr nach vorne. Nun war sie an der Reihe mit dem Versuch, die Tante festzuhalten.

„Was macht Tante Sofia da? Sie kann sich verbrennen.“

Die alte Frau zeigte hilflos auf ein paar Steine, die ein wenig aus der Asche hervorragten, als hätten sie einmal ein kleines Podium gebildet. Mit ihrer rußigen Hand wischte sie sich die Tränen ab, sodass diese schwarze Ränder auf den Wangen hinterließen.

„Verzeih mir, Ottilia, dass ich mich so anstelle. Das hier hat nur so viele Erinnerungen geweckt.“

„Erinnerungen woran?“, fragte Ottilia.

Tante Sofia lebte seit ein paar Jahren in einem kleinen Anbau neben Ottilias Elternhaus. Doch Ottilia wusste nicht viel mehr über sie, als dass sie Witwe war. Die Großtante war immer freundlich zu Ottilia, aber im Grunde kannten sie sich nicht.

„Ich dachte, es könnte vielleicht etwas drin sein, das mich an meinen Mann erinnert.“

„Deinen Mann?“, fragte Ottilia atemlos.

Von ihm hatte nie jemand Ottilia erzählt. Sie wusste zwar, dass die alte Frau verwitwet war, doch als sie einmal ihre Eltern gefragt hatte, wer Tante Sofias Mann gewesen sei, waren sie verstummt.

Die alte Frau seufzte. „Wir reden normalerweise nicht viel über ihn.“

Sie schwieg.

„Ich möchte gerne mehr wissen“, sagte Ottilia.

Die Aufregung über den Brand und die Erleichterung, dass die Gefahr anscheinend vorüber war, machten Ottilia vielleicht ein bisschen kühner, als es sich für ein wohlherzogenes Mädchen gehörte. Die alte Frau musterte sie.

„Ich nehme an, du bist jetzt groß genug dafür, doch es ist eine lange Geschichte.“

„Ihr müsst weiter weggehen“, sagte ein Mann. „Das Feuer hier kann wieder aufflammen. Vielleicht schwelt es nur vor sich hin.“

„Natürlich“, sagte Tante Sofia, die sich nun wieder gefasst hatte und mehr sie selbst war.

Sie richtete den Knoten in ihrem Nacken, nahm den Arm des Mädchens und begann, sehr aufrecht davonzugehen, wobei die Blicke der Leute mied.

„Ich möchte die Geschichte gerne hören“, wiederholte Ottilia ihren Wunsch, sobald sie außer Sichtweite waren.

„Ich werde sie dir erzählen. Am besten, wir bleiben hier draußen.“

Die Sommernacht war kühl, die Luft rauchgeschwängert. Sie setzten sich etwa hundert Meter entfernt auf einen Felsen und blickten auf die Zerstörung und auf die Stadt, die ihr Zuhause war.

„Wenn ich das hier erzähle, musst du bedenken, dass Schweden damals ein sehr rückständiges Land war“, sagte die alte Frau. „Die Kirche wollte und hatte die vollständige Kontrolle über den Glauben der Menschen. Jedes kleinste Gebetstreffen, das außerhalb der Staatskirche stattfand, war illegal.“

Ottilia sah ihre Großtante forschend an. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie das mit dem Brand zusammenhing und mit dem Mann ihrer Tante. Sofia richtete ihren Rücken auf und strich ihr Kleid glatt.

„Aber die Menschen wollen Freiheit. Manche Menschen zumindest. Sie wollen so denken, glauben und leben, wie sie es für richtig halten. Aber das war nach den damaligen Gesetzen in Schweden nicht erlaubt. Und deshalb wurde unsere Lage so verzweifelt.“

1

Alle Höfe um Vällersvik herum lagen im Dunkeln. Am Horizont war kein einziger Lichtstreif zu sehen. Vom Meer her wehte ein kalter Wind. Wir kamen uns beinahe wie Verbrecher vor, als wir schweigend und mit langen Abständen zwischen uns die zwei, drei Kilometer zum Meeresufer hinabstiegen. Auf einer Anhöhe vor mir sah ich, wie sich die Umrisse von Fredrik und Pastor Förster gegen den Himmel abzeichneten. Förster hinkte.

Mal bat ich um Gottes Schutz, mal gingen meine Gedanken wild durcheinander. Als erste Frau war ich kurz davor, mit allen Traditionen in Schweden zu brechen – ein Vergehen, das Auswirkungen bis weit in die Zukunft haben würde und an fernen Orten, die ich mir nicht vorstellen konnte. In dieser Nacht des 21. September 1848 stand ich im Zentrum der Geschichte – und ich ahnte es. Immerzu musste ich an die Kette von Ereignissen denken, die mich hierhergeführt hatte.

Begonnen hatte es in Göteborg. Dort war ich als ganz gewöhnliches Kind zwischen den Wallgräben herumgerannt und auf die Felsen in Otterhällan geklettert, um nach Schiffen Ausschau zu halten. In den Hinterhöfen hatte ich Fangen gespielt, Wassereimer getragen, Holzscheite gespalten, Ratten gejagt, Strümpfe gestopft, Fische für die Katze hochgeholt und auf meine kleine Schwester Oliva aufgepasst, damit Mutter arbeiten gehen konnte.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört, wie ich davon erwachte, dass Mutter und Vater leise miteinander sprachen. Vater

war von irgendeiner Arbeit nach Hause gekommen. Mühsam versuchte ich, den Kopf von meinem pieksenden, duftenden Strohlager zu erheben, um einen Gutenacht-Gruß von Vater zu erhaschen. Ich spürte Olivas schmale Beine neben mir. Dann hörte ich, wie ernst Mutters und Vaters Stimmen klangen und ließ den Kopf wieder sinken.

„Du weißt, dass das nicht geht“, sagte Vater. Und: „Nun ist es vorbei. Es kommen keine Lieferungen mehr.“

Ich wusste nicht, was Lieferungen sind, und vielleicht blieben mir die Worte deshalb im Gedächtnis haften. Am nächsten Tag saß Vater zuhause. Dann ging er fort und suchte Arbeit, doch es dauerte sehr, sehr lange, bis er wieder welche fand.

Ich lernte bald, dass so das Leben eines Arbeiters war. Falls es Arbeit gab, dann im Überfluss. In solchen Zeiten stolperte Vater spätabends in unsere Wohnung, völlig erschöpft vor lauter Müdigkeit nach einem Tag im Hafen oder auf irgendeiner Baustelle. Dann war er wieder arbeitslos wie alle anderen Männer auch, und wir mussten am Essen sparen.

Dass erste Mal, als mein Leben ein wenig von der gewohnten Bahn abwich, die für ein Mädchen wie mich vorgesehen war, war wohl während meiner Konfirmationszeit in der Domkirche. Oder genauer gesagt: als wir Jugendlichen nach unserer ersten Konfirmandenstunde draußen vor der Kirche herumstanden und uns unterhielten.

Plötzlich war da ein Junge in vornehmer Kleidung, ein Kaufmannssohn, der sich von einem großen, dunkelhaarigen Jungen namens Johan Olof ein Buch geschnappt hatte. Johan Olof war der Sohn eines Tabakfabrikanten, soviel wusste ich. Also war auch er ziemlich wohlhabend. Gerade eben noch hatte er hinter mir gesessen und mich während des Unterrichts an den Zöpfen gezogen, doch das war mir egal, jedenfalls jetzt, wo der andere Junge noch unangenehmer war. Der Kaufmannssohn prahlte, drehte sich im Kreis und schwenkte das Gesangbuch hoch in der

Luft. Auf einmal fiel etwas aus dem Buch heraus. Alle starrten darauf.

Der Junge hob den Gegenstand von der Erde auf und hielt ihn an einem Stängel hoch. Es war eine getrocknete Blume – ich glaube, ein Wildes Geißblatt.

„Seht mal, was er in dem Buch hat! Eine alte Blume!“

Der Junge brach in Gelächter aus, warf die Blume auf den Boden und hielt das Gesangbuch so, dass Johan Olof, der versuchte, es wieder zurückzubekommen, nicht herankam. Johan Olof musste das Buch dazu benutzt haben, um Blumen zu pressen. Der andere Junge schien überhaupt nicht zu verstehen, worum es ging, und das ärgerte mich.

„Hör auf damit“, sagte ich zu ihm. „Du hast keine Ahnung von Botanik.“

Botanik. Ich wusste nicht, wo ich das Wort aufgeschnappt hatte. Ich wusste auch nicht, wie ich dazu kam, es überhaupt auszusprechen, und vor allem wunderte ich mich, dass ich es wagte, es gerade zu diesem Jungen zu sagen – doch es zeigte Wirkung.

Der Kaufmannssohn hätte mich fertig machen können, wenn er gewollt hätte, doch er fand es wohl unter seiner Würde, mit einem Mädchen zu streiten.

„Du brauchst wohl ein Mädchen, um dich zu verteidigen?“, sagte er zu Johan Olof und hörte so plötzlich auf zu sticheln, wie er angefangen hatte. Mit ungerührter Miene legte er das Gesangbuch auf die Friedhofsmauer.

Johan Olof nahm es an sich und legte das Geißblatt wieder zwischen die Blätter. Er sagte kein Wort zu mir. Doch von diesem Tag an sprachen er und ich nach dem Unterricht oft miteinander – nur nicht über Blumen. Stattdessen diskutierten wir über das, was der Pfarrer gesagt hatte. Unsere Gespräche endeten oft damit, dass Johan Olof wütend wurde und davonging. Doch in der nächsten Woche standen wir wieder da und stritten über etwas Neues. Irgendwie gefiel mir das.

„Ist doch klar, dass der Grund unseres Glaubens in der Heiligen Schrift liegt“, platzte ich eines Tages hervor.

„Etwas anderes habe ich auch nicht gesagt“, entgegnete Johan Olof.

„Aber als der Pfarrer heute danach gefragt hat, hast du gesagt, es sei die Heilige Schrift *und* der Katechismus.“

„So ist es auch“, sagte Johan Olof und ich merkte, wie er wieder anfang, sich aufzuregen.

„Aber Luther sagt doch ‚Allein die Schrift‘. Dann braucht man doch keinen Katechismus. Der Katechismus ist eine Erklärung, aber er ist nicht die Grundlage für unseren Glauben.“

„Falsch!“ sagte Johan Olof. „Natürlich ist die Heilige Schrift Grundlage unseres Glaubens, aber der Katechismus ist die Auslegung dafür, die wir brauchen. Wenn alle Menschen die Schrift selbst deuten würden, würden sie sich völlig verirren. So entstehen Irrlehren.“

„Jetzt sind sie schon wieder dabei“, sagte der Kaufmannssohn und packte Johan Olof am Arm, als wolle er anfangen zu kämpfen. „Seid ihr es nicht leid, immer nur rumzustehen und zu reden?“

„Ich glaube, Johan Olof ist in Sofia *verliebt*“, sagte ein Mädchen. Die anderen drumherum brüllten vor Lachen.

Johan Olof starrte zu Boden, riss sich von dem anderen Jungen los und ging mit wütenden Schritten davon. Danach sprach er nie mehr mit mir. Wenigstens nicht im Zusammenhang mit dem Unterricht.

Ein paar Jahre später jedoch traf ich ihn eines Tages in der Westlichen Hafenstraße. Sie liegt zwischen der Domkirche und dem Bischofssitz. Die Straße wird der Länge nach durch einen Kanal geteilt, der von Brücken überspannt wird. Rings um uns herum waren die Geräusche der Stadt zu hören, das Klappern der Wagenräder auf dem Steinpflaster, lachende Stimmen, dazu der Geruch von Teer, Meer, Rauch und Fischabfällen. Unter einem Arm trug ich einen Korb mit Heringen, an der anderen Hand hielt ich meine kleine Schwester Oliva, die einen kleineren Korb

trug. Wir hatten vor, etwas weiter stadteinwärts Fische zu verkaufen.

„Sofia!“, rief Johan Olof plötzlich.

Seltsam, dass er sich an meinen Namen erinnerte.

Ich merkte, dass er gewachsen und nun ein großer, dunkler junger Mann war. Er sah sogar richtig gut aus, auch wenn ich mir das nicht eingestehen wollte. Es schien ihn zu beeindrucken, dass auch ich kein Kind mehr war: Ich war eine junge Frau geworden. Er konnte mich nicht mehr länger an den Zöpfen ziehen, und nun wusste er nicht, wie er mit mir umgehen sollte.

„Ich werde Theologie studieren und Pfarrer werden“, sagte er. „Bald reise ich nach Lund, und dann bin ich ein paar Jahre weg.“

„Ach so“, sagte ich und wusste nicht recht, was ich darauf antworten sollte.

Sicher hofften viele Jungen seines Standes, Pfarrer zu werden. Ich selbst hatte erst kürzlich nachts davon geträumt, einen Pfarrer zu heiraten. Ich sah ihn vorne in irgendeinem großen Saal stehen und predigen und wusste nur, dass ich mit ihm verheiratet war. Was für ein lächerlicher Traum: Mädchen wie ich heirateten doch keine Pfarrer!

Oliva zog mich am Arm. „Willst du ihn heiraten?“, fragte sie.

„Sei still, Oliva!“, sagte ich streng und spürte, dass ich knallrot wurde.

Ich konnte doch nicht hier mitten auf der Straße stehenbleiben und mit einem Jungen reden. Sogar Oliva hatte einen falschen Eindruck bekommen. Und ich wollte auch nicht Johan Olof heiraten! Als ich es wagte, zu ihm herüberzusehen, sah ich, dass auch sein Gesicht feuerrot war. Doch er hatte sich wieder gefasst.

„Nimm das hier!“, sagte er streng. „Und lies es genau durch. Es kann wichtig für dein Leben sein.“

Ich nahm das kleine gedruckte Heft. „Danke“, sagte ich. „Also, tschüss dann.“

Das war das Einzige, was ich hervorbrachte. Ich wusste nicht, wie Recht ich damit haben sollte – und wie Recht Johan Olof haben sollte.

„Was ist denn das?“, fragte Oliva und schnappte sich einen Blumenstängel, der aus dem kleinen Heft hervorguckte. Es war eine Margerite, sorgfältig und perfekt gepresst.

Das Heft war zerfleddert und abgenutzt. Es hieß *Haustafel* und war ein Auszug aus Luthers *Kleinem Katechismus*. Ich nahm das Heft mit nach Hause und begann, darin zu lesen. Daraufhin begann ich mich zum ersten Mal zu fragen, in welcher Gesellschaft wir lebten. Natürlich war mir der Inhalt gut bekannt, doch weil Johan Olof offenbar etwas Bestimmtes gemeint hatte, als er mir das Heft gab, las ich es mit neuen Augen. Und ich staunte. Dort stand alles schwarz auf weiß: dass die Pfarrer das Oberhaupt ihrer Gemeinde sind; die Behördenvertreter die Obrigkeit ihrer Untertanen und der Mann das Oberhaupt seiner Ehefrau und seiner Kinder.

Das geschah in der kurzen Zeit, in der Oliva in die Schule ging. Eines Abends versuchte Mutter, sie dazu zu bringen, im Gesangbuch lesen zu üben, doch sie wollte nicht und schob es weg.

„Du musst fleißig lesen, jetzt, wo du in die Schule gehst“, sagte Mutter zu Oliva mit strenger Miene. „Sonst nützt es nichts, dass du nicht arbeitest.“

Sie nahm mich als positives Beispiel.

„Sieh dir Sofia an, wie fleißig sie die *Haustafel* studiert. Seit letzter Woche liest sie ununterbrochen darin.“

Oliva warf mir einen neckischen Blick zu. Mir war klar, dass sie dachte, ich lese das Heft wegen Johan Olof so genau. Ha, das konnte sie sich ruhig einbilden. Um Oliva deutlich zu machen, dass ich mich kein bisschen um Johan Olof kümmerte, sagte ich:

„Einen schlimmeren Unsinn als das habe ich noch nie gelesen. Alle anderen gehören zur Obrigkeit, und wir einfachen Leute sollen auf dem Teppich bleiben, besonders wir Frauen. Soll das wirklich so sein?“

Mutter traf fast der Schlag, als ich das sagte.

Als Vater nach Hause kam, bat sie ihn, mich zu züchtigen, doch er setzte sich nur an den Küchentisch und begann ein ernstes Gespräch mit mir. Es war etwas sehr Ungewöhnliches, mit Vater zu sprechen, obwohl ich beinahe erwachsen war. Daher erinnere ich mich an jedes Wort. Er war sehr ernst.

„Ich und deine Mutter arbeiten den ganzen langen Tag für uns und unsere Töchter. Wenn du kein Dach über dem Kopf und keine Kleider und nichts zu essen hast, und wenn du nicht lernst zu beten und Gott zu fürchten, dann bin ich es, der dafür beim Herrn geradestehen muss. Denn ich bin dein Vater und meine Aufgabe ist es, dir Kleidung und Essen zu geben und dich zu erziehen.“ Er sah mich mit großen Augen an.

„Und der Pfarrer – ist Gott gegenüber für seine Gemeinde verantwortlich. Wenn sie Not leidet oder sich in Irrlehren verrennt, dann ist das seine Verantwortung. Deshalb ist er es auch, der über sie bestimmen muss. Und der König ist vor Gott für seine Untertanen und sein Land verantwortlich. Deshalb muss er über sie bestimmen. Du musst über niemand anderen bestimmen, und deshalb trägst du auch keine Verantwortung dafür, wie es jemand anderem geht. Du musst dich nur in dein Los finden und das Beste daraus machen. Ich dachte wirklich, du hättest das schon längst verstanden, Sofia.“

Mein kleiner Ausbruch hatte zur Folge, dass wir nun noch mehr in die Kirche gingen als sonst, und zwar in die Domkirche. Sie war neu gebaut und sah stattlich aus mit ihren Doppelsäulen zu beiden Seiten des Eingangs und den Goldverzierungen im Inneren. Dort predigte der Pfarrer über Gottvater, und wir hatten reichlich Gelegenheit, unsere Sünden zu bekennen. Manchmal, wenn ich so dasaß, spürte ich etwas, das ich nicht erklären konnte: ein Glücksgefühl. Vielleicht war es Gottes Gegenwart. Mutter und Vater waren sehr fromm – obwohl sie nie verstanden hätten, was ich meine, wenn ich versucht hätte, ihnen zu erklären, was ich fühlte.

Unsere Familie gehörte nicht zu den Allerärmsten, doch genau wie alle anderen, die wir kannten, mussten auch wir die ganze Zeit darum kämpfen, Essen auf den Tisch zu bekommen und etwas zum Anziehen zu haben. Wir wohnten in einem Zimmer zur Miete in einem Holzhaus in Göteborg, und manchmal hatten wir dort noch einen Untermieter, um etwas hinzuzuverdienen. Es war mehr oder weniger Glück, dass wir Kinder in so großen Abständen zur Welt kamen. So konnte Mutter fast die ganze Zeit arbeiten. Das erste Mal, als ich eine kleine Schwester bekam, war ich acht Jahre alt. Daher konnte ich mich um Oliva kümmern, sobald sie Mutter halbwegs nicht mehr brauchte. Als meine jüngste Schwester Johanna geboren wurde, war ich dreizehn Jahre alt. Da konnten Oliva und ich abwechselnd ein bisschen Geld hinzuverdienen und uns um Johanna kümmern.

Einmal jedoch, nur zwei Jahre nach Johannas Geburt, geschah etwas Schreckliches. Ich hatte gemerkt, dass Mutter bald wieder ein Kind bekommen würde. Sie hatte uns Kindern nichts gesagt, doch ihr Bauch unter der Schürze war kugelrund – obwohl sie die kleine Wiege, in der das Kind liegen sollte, noch nicht vorbereitet hatte. Sie hatte auch noch nicht damit begonnen, ein Leintuch in Streifen zu reißen, um das Neugeborene darin einzuwickeln, so, wie sie es kurz vor Johannas Geburt getan hatte.

Eines Abends, kurz nach der Abendgrütze, packte sie plötzlich meine Hand und sagte mit ängstlichem Blick:

„Sofia! Hol die Eriksson, schnell!“

Die Eriksson war eine Frau in der Nachbarschaft, die man rief, wenn Frauen vor der Entbindung standen.

„Oliva! Hol die Eriksson!“, sagte ich zu meiner kleinen Schwester.

Jetzt wurde ich zuhause gebraucht, das war mir klar. Ich bereitete alles vor, wie ich es von Johannas Geburt in Erinnerung hatte. Zuerst breitete ich ein sauberes Tuch über das Bett und half Mutter, sich darauf zu legen. Dann lief ich hinaus und holte

Wasser. Ich drängte mich an mehreren Nachbarsfrauen vorbei, die gerade Wasser für das Abendessen holen wollten.

„Bei Mutter ist es jetzt soweit.“

„Ach, du liebe Zeit“, sagten sie und gingen flüsternd aus dem Weg.

Ich lief so schnell ich konnte wieder nach Hause, machte Feuer und wärmte das Wasser. Mutter stöhnte. Es war schrecklich, das mitanzuhören. Ihr Gesicht war bleich und schweißbedeckt. Ich reichte ihr eine Tasse Wasser, doch sie wollte nichts davon trinken.

Gott sei Dank, nun hörte ich eine Tür schlagen. Es war die Eriksson, die hereinkam, zusammen mit Oliva.

„Gut,“ sagte sie kurz angebunden, als sie meine Vorbereitungen sah. Genau in diesem Moment schrie Mutter noch schlimmer als zuvor. Johanna auf dem Küchensofa wachte auf und fing auch an zu schreien. Ich lief hinüber, um sie zu trösten, erleichtert darüber, etwas zu tun zu haben.

Vater war weit weg bei der Arbeit und es war gut, dass er nicht da war.

Man hörte die Nachbarn in der Wohnung über uns herumpoltern. Sie versuchten wohl, die Geburt zu übertönen, doch das war nicht leicht. Sobald Johanna sich beruhigt hatte, kam ein neuer, durchdringender Schrei von Mutter, und Johanna fing wieder an zu heulen.

„Raus mit der Kleinen“, brüllte die Eriksson. Wir verschwanden nach draußen auf den Hof.

Zu unserem Häuserblock gehörte ein kleiner Hof mit einem Baum und einem Kiesplatz, auf dem wir an den langen Sommerabenden Seil hüpften und Fangen spielten, nachdem wir unsere Aufgaben erledigt hatten. Dort hatte ich einen Jungen verprügelt und meine ersten Schürfwunden abbekommen und war von Mutter getröstet worden. Doch an diesem späten Abend kam mir der Hof fremd vor. Das Einzige, an was ich denken konnte, war das, was gerade ein Stockwerk höher hinter unseren Fensterscheiben geschah. Hier und da drang ein Schrei nach draußen.

Johanna trippelte sorglos mit kleinen Mädchenschritten umher. Oliva hob lustlos ein Blatt vom Boden auf und zerriss es in lauter kleine Stücke.

Dann war es lange still. Wir warteten eine Zeit lang und noch ein bisschen länger, um den Schrei des Kindes zu hören. Schließlich sahen Oliva und ich uns an.

„Wir gehen jetzt rauf.“

Drinne war die Eriksson damit beschäftigt, blutige Stoffetzen in kaltem Wasser einzuweichen und Kaffee für Mutter zu kochen, die von einem Kissen gestützt im Bett saß. Doch meine Augen sahen nur das kleine Bündel in ihrem Schoß. Mein Herz floss beinahe über.

„Kommt rein, Mädchen“, sagte Mutter mit schwacher Stimme. Wir stürzten nach vorne. „Ihr habt einen kleinen Bruder bekommen“, sagte sie, und ihre Stimme klang stolz, glücklich und sorgenvoll zugleich. „Carl Wilhelm.“

Er war süß, mein kleiner Bruder. Fest eingewickelt wie das Jesuskind, bleich und mit schmalen, feinen Gesichtszügen. Es sah aus, als schlief er, doch mein Herz begann, vor lauter Unruhe laut zu klopfen. Etwas stimmte nicht.

„Warum schreit er nicht?“, fragte ich. Etwas in meiner Stimme ließ die Eriksson sofort zu uns herüberstürzen. Mit zwei Fingern fühlte sie den Puls an seinem Hals.

„Hol den Pfarrer“, sagte sie barsch. Johanna hörte, dass sich etwas verändert hatte und begann zu weinen. Ich zischte ihr zu, sie solle still sein, während Oliva davoneilte, um den Pfarrer zu holen. Ich nahm Johanna an meine Hüfte, ging im Zimmer auf und ab und wusste nicht, wohin ich gucken und was ich machen sollte. Die ganze Zeit über dachte ich nur: Nein, nein, nein!

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Mutter versuchte, dem kleinen Jungen die Brust zu geben, doch er wollte nicht.

Ein Nachtwächter sang mit leiernder Stimme den Reim, den ich nachts jede Stunde, wenn ich wach war, hören konnte:

*Vor Feuer, Brand und Feindeshand
bewahre Gott Stadt und Land.*

Ich spähte durchs Fenster hinaus. Es kam mir vor, als verginge die Zeit sehr langsam. Die Kirche lag doch nur ein paar Straßen weiter. Warum dauerte das so lange?

Schließlich sah ich die vertraute, wohlbekannte Silhouette des Pfarrers mit seinem langen schwarzen Mantel und Oliva, die mit ihren kleinen kurzen Beinen so schnell sie konnte neben ihm her trippelte. Johanna glitt an mir herunter, um mit etwas zu spielen, das auf dem Boden lag.

Ich nutzte die Gelegenheit und fiel neben dem Bett meiner Mutter auf die Knie, um meinen kleinen Bruder zu sehen. Sein kleines Gesicht war erstarrt, der Mund stand halb offen und seine Augen waren geschlossen. Das Gesicht war noch blasser als zuvor. So blass konnte kein lebender Mensch sein, das wusste ich.

Jetzt weinte ich. Obwohl ich versuchte, meine Tränen zurückzuhalten, rannen sie still über mein Gesicht. Mutter saß da mit abwesendem Blick und schien zu versuchen, sich in ihr Schicksal zu fügen.

Der Pfarrer kam, doch er kam zu spät. Er trug eine Messing-schale und eine Flasche klares frisches Wasser, mit dem er meinen kleinen Bruder taufen wollte. Ohne, dass etwas gesagt werden musste, verstand er, was los war. Mit einem einzigen Schritt durchquerte er den Raum, legte kurz seine Hand auf Carl Wilhelms Kopf und sprach ein Segensgebet.

Dann wurde es still.

„Kommt mein Bruder jetzt in die Hölle?“, wollte Oliva wissen.

„Still!“, sagte Mutter, das Gesicht bleich und mit Schweiß-perlen bedeckt. Dann schien sie ihren harten Ton zu bereuen. „Natürlich nicht“, sagte Mutter. „Er ist schon im Himmel bei unserem Herrn.“

Dann wurde es wieder still im Zimmer. Alle blickten zum Pfarrer hin, zu unserem alten weisen geliebten Pfarrer. Er sah aus dem Fenster und nickte beinahe unmerklich.

Ich bekam keine Geschwister mehr. Jahrein, jahraus lebten wir zusammen: meine Schwestern, Vater, Mutter und ich. Meine Träume von einer Ehe, die mir lächerlich vorkamen, als ich mit 17, 18 in der Westlichen Hafenstraße unvermutet auf Johan Olof gestoßen war, meinen ehemaligen Mitkonfirmanden, fand ich jetzt noch lächerlicher, ja: absurd, je mehr ich auf die 30 zuing. Das Einzige, was geschah, war, dass wir Mädchen heranwuchsen. Ja, sogar die kleine Johanna war so gut wie erwachsen an dem Tag, an dem alles anders wurde – als Vater starb. Ohne Vaters Einkommen konnten wir uns das Zimmer, das wir gemietet hatten, nicht mehr leisten. Ich zog von zuhause aus und nahm eine Stelle als Dienstmädchen bei einer vornehmen Familie in Majorna an. Es fühlte sich ein wenig komisch an, so, als hätte ich Göteborg ganz verlassen. Doch was tat man nicht alles, um ein Einkommen zu haben.

Als ich meine Familie verließ, konnte sie in ein kleineres, billigeres Zimmer ziehen (jedenfalls Mutter und meine Schwester Oliva – Johanna heiratete bald darauf), und ich wurde ein bisschen unabhängiger. Dafür war ich leibeigen in der Familie, in der ich diente. Trotzdem war es eine Abwechslung. Die meiste Zeit verbrachte ich damit, den jüngsten Kindern meiner Herrschaft lesen, schreiben und rechnen beizubringen. Dafür bekam ich Essen, ein Dach über dem Kopf und etwas Taschengeld. Das meiste von dem Geld gab ich Mutter, wenn ich zuhause auf Besuch war.

Spät ins Bett und früh heraus – so ging es zu, wenn man in einer Familie arbeitete. Die gnädige Frau nahm es sehr genau mit Dingen, an die sonst wohl kein Mensch dachte, doch das Leben hatte mich gelehrt, mich mit meiner Meinung zurückzuhalten. Sie hielt es für ihre Pflicht, eine Arbeiterfrau so zu erziehen, dass diese einmal einen eigenen Haushalt führen konnte. Dazu gehörte auch, die Betten zu machen und die Laken strammzuziehen – eine unnötige Kunst, da wir zuhause so beengt wohnten, dass wir jeden Morgen alle Bettdecken und -laken wegräumten, um Platz

zum Frühstück zu haben. Gebäck und Weizenbrot sollte man auf eine ganz bestimmte Weise backen – auch das war unnötig, da wir zuhause nur grobes Brot aßen. Doch den Kindern lesen, schreiben und rechnen beizubringen, gefiel mir.

„Sag, wie hat Sofia schreiben gelernt?“, fragte die gnädige Frau einmal.

„Ich bin ein bisschen zur Schule gegangen“, antwortete ich.

„Hm“, sagte die gnädige Frau und reckte den Hals.

Wohl gab es seit einigen Jahren Mädchenschulen in Göteborg, auch für Arme, doch die gnädige Frau schien das nicht zu beeindrucken. Sie sah sich die Schreibhefte der Kinder genau an, damit ich ihnen nichts Falsches beibrachte.

Der gnädige Herr und die gnädige Frau mochten beide Bücher. Manchmal machte ich in dem Raum sauber, der Bibliothek genannt wurde. Das war ein Büro mit einem Schreibtisch vor dem Fenster und einem Regal voller Romane von Almqvist, Bremer und vielen ausländischen Autoren. Was meine Aufmerksamkeit am meisten erregte, war ein dickes, unförmiges Buch mit schwarzem Ledereinband. In einem unbemerkten Moment beugte ich mich nieder, zog es heraus und blätterte darin. In Frakturschrift stand auf dem ersten Blatt:

BIBLIA, *Das ist die ganze Heilige Schrift auf Schwedisch; auf Geheiß CARLS des Zwölften*

Es war die Heilige Schrift!

Mir wurde glühend heiß. Während ich noch darin blätterte, klapperte die Kaminluke im Zimmer nebenan. Ich zuckte zusammen und stellte das Buch rasch wieder an seinen Platz zurück. Die Bücher meiner Herrschaft zu lesen, gehörte sich nun wirklich nicht.

An diesem Abend konnte ich nicht einschlafen. Die Uhr schlug zehn. In der Wohnung war es mucksmäuschenstill. Ich blieb noch ein wenig liegen und überlegte hin und her. Dann stand ich klopfenden Herzens auf, legte ein Schultertuch über mein Nachthemd und schlich in die Bibliothek. Dort, auf dem

untersten Regal, stand die Bibel und leuchtete mir regelrecht entgegen, obwohl sie schwarz und unförmig war. Ich schlug sie auf, und das Erste, was ich im Schein der Glut des Kachelofens las, war Kapitel 14, Vers 6 des Johannesevangeliums:

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“

Ich blätterte vor bis zum Anfang des Johannesevangeliums und las und las. Die Sprache war altertümlich, die Worte fremd, und je düsterer es in dem Raum wurde, desto schwieriger fand ich es, zwischen „s“ und „f“ der eckigen Frakturschrift zu unterscheiden. Daher kam ich nicht schnell voran mit dem Lesen. Nun war ich beim dritten Kapitel angelangt, in dem Nikodemus nachts heimlich zu Jesus kommt aus Furcht vor den Schriftgelehrten.

Ich kam mir vor, als sei ich selbst Nikodemus, der mitten in der Nacht zu Jesus schleicht, und als spräche Jesus direkt zu mir, wenn er sagt: Du musst von Neuem geboren werden. *Von Neuem geboren werden?* dachte ich, genau wie Nikodemus. *Wie soll das zugehen?* Es ist etwas, was der Heilige Geist tut, antwortete Jesus. *Lass mich von Neuem geboren werden,* dachte ich.

„Was um alles in der Welt ist hier los!“ hörte ich eine Stimme, die mich erbarmungslos in die Wohnung in Majorna zurückholte.

Mit zwei langen Schritten war der gnädige Herr bei mir und schnappte sich das Buch. Aus seinem Mund drang leichter Punschgeruch. Er war offenbar ausgegangen und erst spät zurückgekommen. Warum nur hatte ich nichts gemerkt?

Er starrte das Buch an, als hätte er es nie zuvor gesehen. „Die Heilige Schrift!“ Dann brach er in schallendes Gelächter aus. „Das ist zu putzig. Die Heilige Schrift! Die könnt Ihr gerne haben. In diesem Haus liest man keine heiligen Schriften. Die letzte Dienstmagd habe ich dabei erwischt, wie sie versucht hat, das Dekameron zu lesen, aber das wisst Ihr sicher nicht, was das ist. Hahaha, die *Heilige Schrift!*“

Er polterte geräuschvoll weiter in Richtung Schlafzimmer, wo die gnädige Frau sicher bald ein unbequemes Erwachen haben

würde. Ich saß verdutzt da, die Heilige Schrift in der Hand. Die Bibel meiner Herrschaft konnte ich nicht an mich nehmen. Man hätte mich vielleicht des Diebstahls angeklagt, wenn der gnädige Herr sich nicht mehr daran erinnerte, dass er sie mir gegeben hatte. Das wäre sicherlich bald der Fall. Rasch stellte ich das Buch wieder ins Regal zurück.

Bevor ich zu Bett ging, kniete ich nieder und betete das *Vater Unser* wie an jedem Abend. Dann bat ich wieder: „Lass mich von Neuem geboren werden wie Nikodemus.“

2

In jener Nacht geschah etwas. Was es genau war, konnte ich zuerst nicht genau sagen. Es war, als würden aus einer klitzekleinen Pflanze die ersten zarten Blätter sprießen. Zuerst wusste ich nicht richtig, ob es Unkraut war oder ob etwas Schönes daraus entstehen würde. Doch bald begann mein neues Leben Gestalt anzunehmen.

Sehr oft stand ich nachts heimlich auf und las in der Bibel meiner Herrschaft. Ich verschlang sie regelrecht und lernte lange Abschnitte darin auswendig. Meine Gebete waren nun so viel inniger als vorher. Sie formten sich zu einem Gespräch mit Jesus, den ich auf den Buchseiten der Evangelien fand.

Äußerlich war mein Leben genau gleich wie vorher, doch in mir hatte sich etwas verändert – eine Veränderung, die mein Leben weniger bitter machte und dafür lebendiger und spannender.

Ich glaube, das war auch nach außen hin spürbar, denn die Leute fingen an, Bemerkungen darüber zu machen, wie fröhlich ich wirkte. Es war nicht so, dass ich ständig lachte oder scherzte – in gewisser Hinsicht war ich ernster als zuvor. Doch in mir war eine Art Glut, die immer stärker wurde und sich nie ganz verbergen ließ. Es war die Liebe zu Jesus.

So vergingen die Monate. Und dann kam jener Spätsommertag, der mein Leben in vielerlei Hinsicht für immer veränderte.

An diesem Tag ging es in der Küche besonders hektisch zu. Die gnädige Frau hatte zusätzlich eine Hilfe eingestellt, um mit allem rechtzeitig fertig zu werden. Fischsülze und geräucherten Lachs, gekochten Aal und Krabbenpastete sollte es geben, angerichtet auf einem silbernen Tablett zusammen mit Butter, Brot und gekochten Rüben. Die Gnädige kam selbst mehrmals in die Küche, um sich zu vergewissern, dass wir mit den Vorbereitungen vorankamen.

„Probst Hörbeck kommt“, hatte sie mit stockendem Atem erklärt.

Wohl zitterte ich ein wenig, als ich das Tablett in den Salon brachte, wo die Herren bereits auf dem Sofa saßen, steif und vornehm gekleidet, darunter auch ein junger Mann in schwarzem Gehrock und mit einem langen Beffchen. Im Sessel saß Probst Hörbeck und nickte mir freundlich zu, als ich das erste Mal ins Zimmer trat. Durch die Fenster des Salons konnte man die Schiffe auf dem Göta-Fluss im Hafen ein- und auslaufen sehen. Ich servierte braunen Cognac in Kristallgläsern, bevor ich wieder in der Küche verschwand.

„Sieht er nicht gut aus, der junge Pfarrer?“, kicherte Alma, während sie die wackelige Fischsülze auf eine Porzellanschale stülpte, die aus der Glanzzeit der Ostindischen Kompanie stammte.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, den jungen Pfarrer anzusehen.

„Gutaussehend. Und härter als Schartau selbst“, rief Hulda, die Haushälterin.

„Wir haben Schartau viel zu verdanken“, versuchte ich mich an einer Entschuldigung.

Ich hatte erst kürzlich zuhause bei Mutter einige Predigten von Schartau gelesen und sie sehr anregend gefunden.

Alma lachte abfällig. „Auf Schartau hätte ich gut und gerne verzichten können“, sagte sie. „Obwohl, dieser Johansson ist kein Schartau-Anhänger. Soviel ich weiß, soll er Vikar in der Domkirchengemeinde werden.“

Die Glocke schellte.

„Hinaus mit dir“, sagte Hulda und drückte mir noch eine Flasche Cognac in die Hand. „Die haben sicher schon wieder ausgetrunken.“

Als ich in den Salon trat, fiel mir auf, dass der, den Alma so gutaussehend fand, sein Glas kaum berührt hatte, während die anderen ihres bereits ausgetrunken hatten. Ich füllte nach, ließ mir aber Zeit damit. Ich war neugierig auf den jungen Pfarrer, traute mich aber nicht, irgendeinen der Männer anzusehen.

„Es ist offensichtlich, dass Irrlehren um sich greifen“, sagte der junge Pfarrer eifrig. „Das müssen wir im Keim ersticken. Sonst besteht die Gefahr, dass alles, was unsere Vorväter aufgebaut haben, zusammenbricht.“

Probst Hörbeck nickte, sagte aber nichts.

„Göteborg als Hafenstadt ist fremden Einflüssen natürlich besonders ausgesetzt“, sagte der junge Pfarrer in belehrendem Ton, während er sich dem gnädigen Herrn zuwandte.

„Fremde Einflüsse wollen wir nicht haben“, sagte der gnädige Herr.

„Ganz genau. Wir müssen die rechte lutherische Lehre schützen. So weit kommt es noch, dass wir alle Wiedertäufer werden.“

Probst Hörbeck seufzte leise. „Den Lauf der Zeit können wir nicht aufhalten, junger Mann. Wir werden tun, was wir können, um unsere Gemeindemitglieder zu lehren, sich vor schlechten Einflüssen zu schützen, aber was sie dann in ihren Herzen entscheiden, was sie tun wollen, wird immer ihre Privatsache sein.“

„Wir können schon noch mehr tun“, rief der junge Pfarrer aus und stellte sein Kristallglas mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch. „Wir müssen diesem Seemann Einhalt gebieten!“

„Wie heißt der Mann, der so viel Unruhe verbreitet?“, fragte der gnädige Herr und nippte an seinem Glas.

„Er heißt F.O. Nilsson und ist offenbar Methodist“, sagte der junge Pfarrer. „Die Schiffskapitäne wissen nicht, was sie tun. Sie

haben ihn auf den Schiffsdecks und in der Werft predigen lassen. Er verkauft auch kleinere Schriften, sogar die Heilige Schrift.“

„Na, die kann jedenfalls niemandem schaden“, sagte der Probst.

Das war das Letzte, was ich hörte, bevor sich die Schwingtür hinter mir schloss und ich wieder zurück in der Küche war. *Hatte der Probst tatsächlich gesagt, dass dieser Seemann die Heilige Schrift verkaufte?*

„Johansson, das ist doch kein Name für einen Pfarrer“, kicherte Alma drinnen in der Küche. „Hörbeck mag uralte sein, aber klingt sein Name nicht viel vornehmer?“

„Johansson ist auch vornehm“, sagte Hulda. „Ich habe gehört, dass er der Sohn eines Tabakfabrikanten ist.“

Ich blieb wie angewurzelt stehen. „Tabakfabrikant?“

Das genügte, um Alma wieder zum Kichern zu bringen.

Der Pfarrer musste Johan Olof sein von meiner Konfirmation. Das nächste Mal, wenn ich ins Zimmer kam, musste ich einen kurzen Blick auf ihn werfen, um zu sehen, ob ich ihn wiedererkannte.

So schnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg zurück in den Salon. Mit gesenktem Blick schlich ich hinein, um die Gläser aufzufüllen. Wieder sah ich ihn nur halb von hinten, doch das genügte, um sicher zu sein. Er war es, mein Mitkonfirmand.

Ganz offensichtlich stand dieser Seemann noch immer im Mittelpunkt des Gesprächs. Johan Olof, oder Vikar Johansson, wie wir ihn nennen wollen, war erregt. Nun, da ich ihn wiedererkannt hatte, fragte ich mich, wie es sein konnte, dass mir seine Stimme nicht gleich bekannt vorgekommen war, doch durch den Stimmbruch seit der Konfirmation war sie gröber geworden, und nun war auch sein Dialekt durch das vornehme Schonisch in Lund beeinflusst worden.

„Stimmt, man hat zu wenig getan, um die Jugend in den Fabriken in Rosenlund zu unterweisen. Nun braucht sie mehr als zuvor das Wort Gottes in dem allgemeinen Verfall, der entsteht,

wenn junge Leute massenhaft vom Land in die Stadt strömen. Sie werden mitsamt ihren Wurzeln aus ihren ärmlichen Verhältnissen herausgerissen, und dann kommen sie hierher und schlagen sich um die Arbeitsplätze. Aber dass die Vorarbeiter in den Fabriken ausgerechnet die Methodisten hereinlassen, kann ich nur schwer verstehen.“

„Die Methodisten haben viel Gutes bewirkt“, sagte Probst Hörbeck. „Samuel Owen, der die Industrialisierung nach Schweden gebracht hat, ist selbst Methodist, und auf seine Einladung hin begann George Scott sein Wirken hier im Land.“ Es entstand eine kleine Pause, während der keiner der anderen Herren etwas sagte. „Ja, ja, Scott, der Methodistenprediger. Er hat viel für das geistliche Wohl der Industriearbeiter getan, was auch immer man sonst über ihn sagen kann. Die Engländer sind uns in Sachen Industrialisierung voraus, und sie haben erkannt, was das Heilmittel gegen Wurzellosigkeit und sittlichen Verfall ist: größere Hingabe an Christus. Da hat der Methodismus viel Gutes bewirkt.“

Der künftige Vikar sah aus, als müsse er sich krampfhaft zurückhalten, um nicht etwas allzu Zorniges zu erwidern. Immerhin war ihm der Probst von seiner beruflichen Stellung her überlegen. Er murmelte etwas kaum Hörbares.

„Sag, was du denkst“, ermunterte ihn der Probst. „Wir sind hier unter Freunden.“

„Ein Unglück kommt selten allein“, sagte der andere mit düsterer Stimme. „Wenn wir *eine* Ratte loslassen, haben wir bald die ganze Speisekammer voll.“

Als ich aus dem Zimmer ging, wagte ich einen Blick auf sein Gesicht. Im selben Augenblick warf auch er mir einen Blick zu. Seine Augen weiteten sich. Er war wie erstarrt, nahm sich aber sofort wieder zusammen und sein Gesicht wurde so hart und verschlossen wie zuvor.

Als ich ein paar Stunden später mit einem Eimer Spülwasser auf die Küchentreppe in die Seitengasse hinaustrat, hörte ich Schritte von der Straße vor dem Haus. Jemand spähte in die Gasse

hinein. Er sah sich nach allen Seiten um, bevor er sich ein Herz nahm und zu mir in die Gasse hineinspazierte. Es war Johan Olof. Nun sah ich ihn in seiner vollen Länge. Groß und dunkel sah er aus, gut und sorgfältig gekleidet in seinem Gehrock.

„Na, Sofia, wie lange arbeitet Sie schon hier?“

„Ein paar Monate lang. Seit dem Tod meines Vaters.“

„Das tut mir leid“, sagte Johan Olof. Einen Moment lang war es still. „Es tut mir leid, dass Sie diese schwere Arbeit verrichten muss.“

„Was meint Er damit?“, fragte ich leicht verärgert. „Ehrliche Arbeit hat noch niemandem geschadet. Ich versorge mich auf ehrliche Weise.“

„So habe ich das nicht gemeint“, sagte er und schien plötzlich stark an dem kleinen Rinnsal aus Schmutzwasser interessiert zu sein, das vor unseren Füßen floss.

„Ich dachte eher daran ...hm ..., dass Sie von einem Ehemann versorgt werden könnte.“

„Schuften müssen die meisten Frauen, ob mit oder ohne Ehemann“, erwiderte ich, während meine Wangen glühten.

Johan Olof schien unglücklich zu sein über die Wendung, die unser Gespräch genommen hatte. „Ich meine nur, dass ...“

Oft waren auf der Straße Schritte zu hören, und jedes Mal sah er unsicher in die Richtung, aus der sie kamen. Aber da war niemand, der in unsere kleine dunkle Gasse wollte.

Johan Olof tastete nach etwas in seinem schwarzen Gehrock und zog ein kleines Buch hervor. Er fummelte zwischen den Blättern herum und fand schließlich, was er suchte. Dann reichte er mir sein Geschenk, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand wieder in Richtung Straße.

Es war eine Blume: ein sorgfältig gepresstes Vergissmeinnicht.

Ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte, wickelte es in mein Taschentuch und steckte es in meine Schürzentasche.

Als ich hinauf in meine Kammer kam, legte ich es in mein Gesangbuch. Nun hatte mir Johan Olof im Abstand von vielen

Jahren zwei Blumen gegeben. Ich hatte immer gedacht, die Margerite sei zufällig mit dabei gewesen, als er mir das Heft mit der *Haustafel* gab. Nun begann ich mich zu fragen, ob es umgekehrt war, und was das in diesem Fall bedeuten sollte.

Die Möwen schrien und mein Kopf war voller Gedanken, als ich am nächsten Morgen mit einem Fischkorb am Arm zum Hafen ging. Meine Gedanken kreisten um Johan Olofs Verhalten, aber auch um die Sache mit dem Methodismus. Das Wort machte mich neugierig. Ich war in einem streng lutherischen Zuhause aufgewachsen. Doch der Methodismus war offenbar christlich, sonst wäre Probst Hörbeck kritischer gewesen. Es handle sich um mehr Hingabe an Christus, hatte er gesagt. Und bei den Methodisten gab es anscheinend die Möglichkeit, an eine eigene Bibel zu gelangen.

Ich hatte ein wenig Geld gespart und den Rest würde ich vielleicht auf Kredit bekommen. Wenn ich nur mit den Methodisten in Kontakt käme.

„Sofia! Schön, dich zu sehen“, sagte eine wohlbekannte Stimme.

„Guten Morgen!“

Es war ein Mann, den ich schon seit Kindesbeinen kannte. Nun arbeitete er im Hafen und war so braungebrannt und zahnlos wie sonst niemand in unserem Alter. Er wirkte aufgeräumt und schien gerade eine Pause zu machen.

„Komm, ich zeig dir was. Dort drüben ist ein Kolporteur.“

Ich war nicht verwundert darüber, dass sich ein Kolporteur im Hafen aufhielt. In der Tat gab es sie ziemlich häufig, diese Männer, die zwischen verschiedenen Häusern und Höfen hin- und herwanderten und Bücher und kleine Schriften verkauften. Ich wusste, warum sie das taten. Alle wussten, warum sie das taten: Es war die einzige Möglichkeit, das Konventikelgesetz zu umgehen, jenes Gesetz, das religiöse Zusammenkünfte verbot, bei denen kein Pfarrer anwesend war.

Diese Kolporteure sind ganz schön erfinderisch, dachte ich, während ich meine Schritte in die Richtung lenkte, in die auch die anderen Leute gingen. Die Kolporteure hatten ein Schlupfloch im Gesetz gefunden. Es war nämlich nicht verboten, umherzuwandern und Bücher zu verkaufen. Und was war natürlicher als dass derjenige, der diese Bücher verkaufte, auch eine Kostprobe daraus vorlas und den Hausbewohnern ein Lied beibrachte?

Es klang tatsächlich so, als ob dieser Kolporteur gerade ein Lied sang; einige Töne davon klangen bis zu mir herüber. Sicherlich war das Lied, eines mit vielen Versen, aus einem seiner Hefte, und der ein oder andere Zuhörer, der am Rand der Menge stand, sang beim Refrain inbrünstig mit.

So ein Buchverkauf war beinahe eine religiöse Veranstaltung, aber er war nicht verboten. Jedenfalls nicht ganz verboten. Manchmal hetzten die Leute Hunde auf die Kolporteure, doch es kam auch vor, dass ein ganzes Viertel oder die Bewohner eines ganzen Gehöfts dabeistanden und zuhörten.

Jetzt konnte ich den Kolporteur erkennen. Auf einem offenen Platz, der mit Steinen gepflastert war, hatten sich zahlreiche Menschen versammelt. Etwa in der Mitte des Platzes stand ein kleiner Mann auf einer niedrigen Kiste oder etwas Ähnlichem. Sein hellbraunes, stark gelocktes Haar war vom Wind zerzaust und sein Blick war ernst. Das Lied war zu Ende. Nun redete er mit lauter Stimme. Man konnte ihn unmöglich übersehen oder überhören.

„Einmal war ich in Seenot, und zwar so schlimm, dass ich um mein Leben fürchtete. Tagelang lang trieb unser Schiff auf dem Meer, ohne Aussicht auf Rettung. Die ganze Zeit über prüfte ich mein Herz und gelobte Gott Buße und Besserung, falls ich wieder lebendig an Land käme. Ich fürchtete Gott mehr als alles andere. Es kam mir vor, als sei es sein Zorn, der mich zu verschlingen drohte, so wie das aufgewühlte Meer.

Doch ich überlebte und ging in New York an Land. Ich beschloss, eine Zeitlang dort zu bleiben. Dort lernte ich Menschen

kennen, die mir von einem anderen Frieden erzählten, einem Frieden, der alles Verstehen übersteigt.“

Der Kolporteur machte mit seinem Arm eine Geste zum Himmel. Er sah mit leuchtenden Augen hinauf zu den Wolken. Sofort aber änderte sich sein Tonfall und er wurde wieder ernst.

„Bis dahin hatte ich in dem einen Monat schwere Buße getan und unangenehme Entbehrungen auf mich genommen, um im nächsten all das auszuleben, auf das ich im Monat zuvor verzichtet hatte. Danach wieder Reue und Buße, und dann wieder Sünde. Nie wurde ich wirklich ein besserer Mensch und immer hatte ich Angst, dass Gottes gerechte Strafe mich schließlich treffen wird.“ Er schlug mit einer Faust in den Handteller der anderen Hand.

Einige Sekunden lang herrschte Totenstille unter den Zuhörern. Jemand lachte höhnisch. Er wurde von dem, der unmittelbar neben ihm stand, zum Schweigen gebracht. Doch viele in der Menge begannen sich abzuwenden.

„Ich muss gehen“, sagte ich leise zu dem Mann, der mich hierhergeführt hatte. „Die gnädige Frau dreht durch, wenn sie erfährt, dass ich hier stehe und zuhöre.“

„Klingt fast wie eine Predigt ...“, sagte mein alter Bekannter.

„Jetzt übertreibt er wirklich; das hier ist ungesetzlich. Nur Pfarrer dürfen predigen“, sagte ich.

„Vielleicht müssen wir Strafe zahlen, wenn wir zuhören“, sagte mein Bekannter. Sein Gesicht war etwas blass geworden und er fing an, sich zu entfernen. „Oder wir müssen ins Gefängnis bei Wasser und Brot, wenn wir die Strafe nicht bezahlen können.“

Ich kam nicht mehr dazu zu antworten. Der Kolporteur hatte angefangen, mit seinem Blick, der noch intensiver wurde, die Gegend abzusuchen. Er sprach nun schneller und seine Stimme wurde lauter:

„Doch nun durfte ich mein Leben endlich in Jesu Hände legen. Er hat Gnade, die alle Vernunft übersteigt. Er vergibt mir und heilt alle meine Gebrechen. Er kann auch *dich* von Sünde und Schande befreien. Und er kann auch dir Kraft geben zu einem

Leben ohne Schnaps und ohne Ausschweifungen, ohne leere, weltliche Vergnügungen, ohne Unmoral und Schändlichkeiten. Durch seine Wunden sind wir geheilt!“

Plötzlich entstand ein Tumult in einem anderen Teil der Menge. Ich reckte meinen Kopf, um zu sehen, was los war. Husaren! Göteborgs gefürchtete Ordnungsmacht, unberechenbar und zuweilen brutal. Zwei Männer auf Pferden drängten sich vor zu dem Prediger, sodass die Leute auseinanderliefen. Einer der Husaren richtete sein Bajonett auf ihn, damit er von dem Koffer herabstieg, auf dem er offenbar gestanden hatte.

„Die Versammlung ist aufgelöst“, rief der Husar. „Sie ist unerlaubt.“

Er fing an, den Prediger durch das Gewimmel hindurch vor sich herzuschieben. Mir kam der Gedanke, dass ich den Methodisteprediger vielleicht nie mehr sehen würde. Dieser Gedanke schmerzte mich auf unerklärliche Weise. Er brachte mich dazu, dass es mir einen Moment lang gleichgültig war, was die Leute dachten. Ich bahnte mir meinen Weg zwischen den Menschen hindurch, die sich nun rasch zerstreuten, um keine Unannehmlichkeiten zu bekommen.

Plötzlich stand ich ihm Auge in Auge gegenüber, dem Redner. Er hatte ein freundliches, wettergegerbtes Gesicht, fröhlich funkelnde blaue Augen und einen Bart, der unter Seeleuten populär war und Schifferkrause genannt wurde. Er schleppte seinen Koffer, der – wie ich feststellte – voller Bücher und Schriften war. Obwohl er das Bajonett des Husaren im Rücken hatte und ein schnaubendes Pferd neben sich, wirkte er unbeschwert. Er lächelte und sah mich so seltsam an, dass ich ein Kribbeln in meinem Körper spürte.

„Lieber Herr, lasst mich ein oder zwei Schriften kaufen“, sagte ich und kramte ein paar Münzen aus dem Geldbeutel der gnädigen Frau hervor. Ich würde sie sofort erstatten, wenn ich nach Hause kam.

Der Mann zog rasch ein paar Schriften aus der Innentasche seines Mantels, wo er offensichtlich die Dinge verwahrte, die er schnell zur Hand haben wollte.

„Das ist kostenlos, gnädige Frau“, sagte er und drückte sie mir in die Hand.

„Fräulein ...“, murmelte ich ein wenig verlegen.

Warum sagte ich das? Es klang so falsch. Was würde er von mir denken?

Er lächelte wieder so seltsam. „Lest das.“

Dann zogen die Husaren ihn mit sich fort. Ich sah mir an, was ich bekommen hatte. Es waren ein Traktat und eine ganz einfache kleine Bibel. Die erste Bibel, die ich jemals besessen hatte.

3

Dun konnte ich endlich Gottes Wort lesen, ohne die ganze Zeit fürchten zu müssen, unterbrochen zu werden. An diesem Abend las ich nach Feierabend so lange, wie es im Abendlicht ging. Gott sei gepriesen für die langen, hellen schwedischen Sommernächte! Es gab auch keine Mücken, und als ich fertig mit dem Lesen war, stellte ich mich draußen auf die Treppe und atmete tief durch. Die Luft war mild und frisch.

„Ich will den Herrn loben, solange ich lebe“, sagte ich mit den Worten eines Psalms, den ich soeben gelesen hatte.

Mein Herz war übervoll mit Liebe zu Ihm, der mir sein kostbares Wort zu lesen gegeben hatte. Je mehr ich las, desto mehr fügte sich eins zum anderen und ich bekam Antwort auf Fragen, die ich mir schon immer gestellt hatte. Es war nicht so, dass ich alle Antworten gleich in der Bibel fand, doch beim Lesen geschah etwas mit mir. Ich wurde von Hoffnung erfüllt. Ich verstand, dass Gott mich liebte. Er, der immer weit weg gewesen war, ein strenger Vater, zeigte mir, dass er mein Freund war. Und Jesus war mein Bruder. Der Bruder, der mir so lange gefehlt hatte.

Es kam mir vor, als hätte man mir große Teile eines Schatzes vorenthalten; ein Erbe, das mir als Kind Gottes von Rechts wegen zustand. Dieses hatte ich nun angetreten, nachdem ich zu meinem großen Glück darüber gestolpert war und es ergriffen hatte. Ich hatte mein Leben lang zu Gott gebetet und die Kirche besucht, doch ich hatte selten gespürt oder verstanden, dass Gott

sich persönlich um mich kümmerte. Das Sündenbekenntnis, das ich von der Kirche her kannte, war an und für sich etwas Gutes. Der Acker meines Herzens war weich und aufgelockert, weil ich jede Woche regelmäßig meine Sünden bekannt hatte. Doch niemand hatte mir erzählt (jedenfalls nicht so, dass ich es verstanden hätte), dass das nicht alles war, sondern dass Gott mich in ein neues, wunderbares Leben in Freiheit rufen wollte. Das machte mich überglücklich, sodass ich meine Tränen manchmal kaum zurückhalten konnte.

Natürlich ging ich in dieser Zeit viel in die Kirche, um dem Herrn zu danken. Eines Sonntags ging ich zum Beispiel nach Hause zu Mutter und Oliva und begleitete sie in die Domkirche. Wir saßen ganz hinten auf der Frauenseite. Auch von dort konnten wir deutlich hören, wie Johan Olof, oder Vikar Johansson, die Liturgie mit seiner donnernden Stimme leitete.

Hinterher standen wir zusammen mit vielen anderen eine Weile in der Sonne auf dem Platz vor der Kirche und plauderten miteinander. Es war schön, mit den Leuten zu reden.

Plötzlich kam Johan Olof auf uns zu. Die Menge um ihn herum verlief sich ein wenig. Keiner wagte, etwas zu flüstern. Es war nicht selbstverständlich, dass der neue Pfarrer aus der Kirche herauskam, um mit den Gemeindegliedern zu reden; das war jedem klar. Er galt als streng, und manche sagten sogar, er sei böse. Das hatte ich von Mutter und Oliva gehört, und es wunderte mich nicht. Doch nun grüßte er und sprach ein paar kurze Worte mal zu diesem, mal zu jenem, während er uns immer näherkam. Dann war er bei Mutter angelangt.

„Nun, wie geht es Mutter Jacobsson heute?“

Mutter wirkte geschmeichelt, weil er ihren Namen kannte. Sie knickste und sah zu Boden, wie es sich gehörte, konnte aber ein Lächeln nicht verbergen.

„Danke der Nachfrage, gut, sehr gut“, brachte sie hervor, obwohl sie gebeugt vor lauter Schmerzen dastand.

„Und die Töchter?“

„Auch gut“, sagte Mutter.

Dann stand er wieder schweigend da. Ich ahnte, dass es Johan Olof eigentlich darum ging, mit mir zu sprechen. In einem Anflug von Kühnheit zeigte ich ihm mein Gesangbuch.

„Möchte Er vielleicht einmal hineinsehen?“, fragte ich.

Er griff nach dem Buch und setzte eine Miene auf, als würde er es genau untersuchen. Gleichzeitig legte sich eine sanfte Röte auf seine Wangen. Das Buch öffnete sich auf der Seite, wo die Margerite lag. Er blätterte ein wenig weiter und sah das Vergissmeinnicht. Dann nahm er rasch etwas aus seinem eigenen Buch und legte es in mein Gesangbuch in die Nähe des Einbands. Das Ganze ging so schnell, dass kaum einer der Umstehenden etwas gemerkt haben konnte.

Doch Mutter hatte natürlich alles mitbekommen. Ihre Augen unter dem Sonntagshut waren kugelrund.

Der Vikar räusperte sich. „Es tut mir leid, dass manche Menschen mit allen vertraulichen Verpflichtungen warten müssen, bis sie eine gesicherte Stellung haben.“

Mir viel nichts ein, was ich darauf antworten konnte.

„Einen schönen Tag noch“, sagte Johan Olof und ging weiter.

Mutter starrte mich an. Sie konnte kein großes Aufheben machen, um nicht die Blicke der anderen auf sich zu ziehen. Doch sie ging schnurstracks mit uns von der Kirche fort. Wir waren noch nicht weiter als bis zur Kreuzstraße gelangt, als sie mich mit neugierigen Fragen bestürmte.

„Was hat er dir gegeben?“

„Ich weiß nicht, ich habe noch nicht nachgeguckt.“

„Mach sofort das Buch auf und sei nicht so störrisch, Mädchen!“

Oliva, Mutter und ich schlugen fast mit unseren Köpfen zusammen, als ich das Buch neben dem Einband öffnete. Dort lag eine gepresste Hagebuttenrose. Mutter schrie beinahe laut auf:

„Er will dich heiraten! Es kann gar nicht anders sein. Außer, er ist leichtsinnig. Aber diesen Ruf hat er nicht, im Gegenteil.“

Sie raffte ihren Rock zusammen und ging zügig die Straße entlang.

„Aber bitte, Mutter, das hat er doch gar nicht gesagt ...“

„Sag mir, Sofia, hat er dir schon einmal Blumen gegeben?“

„Hat er“, sagte Oliva, als ich nicht sofort antwortete. „Bevor er nach Lund ging, hat er ihr eine gepresste Margerite gegeben. Das weiß ich, weil ich dabei war.“

„Hm“, sagte ich und wusste nicht, was ich darauf sagen sollte.

„Da liegt sie übrigens“, rief Oliva und zeigte Mutter triumphierend die Margerite.

Ärgerlich versuchte ich, mein Gesangbuch wieder zurückzubekommen.

„Antworte, Sofia, hat er dir außer der Margerite und dieser hier noch mehr Blumen gegeben?“, fragte Mutter.

„Ja, eine.“

„Und was war das für eine?“

„Es war ... ein Vergissmeinnicht.“

„Das ist auch hier“, stellte Oliva mit einem raschen Blick fest und gab mir das Buch zurück.

„Ein Vergissmeinnicht! Bevor er zum Studium fährt, gibt er dir eine Margerite, die aussieht wie der Kragen, den die Pfarrer tragen, um dir zu zeigen, dass du einen Pfarrer kriegen kannst, wenn du auf ihn wartest. Dann ein Vergissmeinnicht, um dir zu sagen, dass du ihn nicht vergessen sollst, auch wenn es noch dauert, bis ihr heiraten könnt.“

Mutter schnappte nach Luft, während sie ein paar Hühner vorbeiließ, die sich verlaufen hatten und gackernd den Rinnstein entlangtrippelten.

„Und nun kommt er vor allen Leuten auf dich zu und gibt dir eine Hagebuttenrose. Das kann nur Liebe bedeuten. Und du hast alle Blumen aufbewahrt. Glaub nur nicht, dass du deine Mutter zum Narren halten kannst! Du kriegst einen Pfarrer. Meine Tochter kriegst einen Pfarrer!“

Mutter hielt sich den Rücken und atmete schwer. So schnell war sie schon lange nicht mehr gegangen. Der Hut war ihr beinahe in den Nacken gerutscht. Sie rückte ihn zurecht, knüpfte das Band unter ihrem Kinn fest, nickte und richtete den Finger auf mich.

„Natürlich kann er dich jetzt noch nicht heiraten: Er muss warten, bis er eine gesicherte Stellung hat. Was sollen seine Worte sonst bedeuten? Meine Tochter! Meine Tochter wird Pfarrfrau werden.“

Bei den letzten Worten strahlte Mutter vor Freude. Sie musste sich bemühen, leise zu sprechen. Die letzten Schritte nach Hause tanzte sie beinahe. Seit vielen Jahren hatte sich ihr abgearbeiteter Körper nicht mehr so leicht bewegt. Sie würde diesen Augenblick nie vergessen. Für den Rest ihres Lebens würde sie immer wieder darauf zurückkommen und mich sehr oft daran erinnern. Das wusste ich in diesem Moment. Und ich sollte Recht behalten.

Oliva war skeptischer als Mutter, ob der Vikar mich wirklich heiraten wollte. Sie betrachtete die Dinge immer sehr nüchtern, meine Schwester. Sie wusste ziemlich genau, dass ein Mann wie er keine Frau heiraten konnte, die weder Geld noch Ansehen hatte – und dass ein paar gepresste Blumen und einige Anspielungen wahrscheinlich nicht viel wert waren, wenn ihm eine richtig gute Partie über den Weg lief.

Doch ich konnte nicht anders, als meine Gedanken spielen zu lassen. Vor meinem inneren Auge sah ich Teppiche auf langen geschliffenen, geseiften Holzdielen; eine Wanduhr; im Fenster Geranien; Kinder, die treppauf, treppab liefen; einen Korb mit Eiern; eine Speisekammer voll mit Würsten, Käse, Äpfeln; arme Menschen, denen ich helfen konnte; eine Gemeinde mit Frauen, die mich akzeptierten.

Das Leben einer Pfarrfrau war ein Traum, zumindest für mich. Und für Mutter.

Johan Olof Johansson hatte einen angesehenen Beruf und war wirtschaftlich gesehen eine gute Partie – eine sehr gute in

Anbetracht meiner eigenen Verhältnisse. Mehr als ich mir jemals hätte träumen lassen. Er war ordentlich, verlässlich, pflichtbewusst.

Dennoch war ich beunruhigt, dass ein Mann wie Johan Olof Pfarrer werden sollte. Sollte der Hirte einer Gemeinde nicht sanftmütig sein und noch einiges andere anstatt hart, böse und streitlustig? Das hatte ich erst kürzlich abends in einem der kurzen Briefe am Ende des Neuen Testaments gelesen. Was nützte es, dass Johan Olof mir drei gepresste Blumen gegeben hatte, wenn er seine Liebe nicht auf andere Weise ausdrücken konnte?

Bisher waren die meisten Pfarrer, die ich getroffen hatte, gute Menschen gewesen, für die ich nichts als Respekt empfinden konnte. Doch es gab auch andere – so, wie es auch in der Domkirchengemeinde Menschen gab, die gläubig waren und andere, die sich nicht im Geringsten um Gott und ihre Mitmenschen scherten.

Dieser F.O. Nilsson war übrigens eine ganze Zeit lang nicht mehr im Hafen zu sehen, seit die Husaren ihn abgeführt hatten. Doch als ich eines Tages dort hinkam, fiel mein Blick auf einen anderen kleinen Mann, der neben ein paar wettergegerbten Seeleuten stand und ihnen einige Traktate gab. Sein dunkler Haarschopf fiel ihm fast in die Augen, und er trug einen Vollbart. Als die Seeleute weitergegangen waren, trat ich näher. Der Mann lehnte an einem Stapel Heringstonnen und ruhte sich aus. Über ihm kreisten ein paar Möwen.

„Möchte Sie etwas zum Lesen haben?“ fragte er und entnahm seinem Ranzen ein Liedblatt und ein kleines Heft über Jesus. Er trug einen abgewetzten dunklen Anzug. Aus der Nähe betrachtet sah er F.O. Nilsson trotz des dunklen Haarschopfs verblüffend ähnlich. Vielleicht war es dieses besondere Leuchten in seinen Augen, das auf seine Umgebung ausstrahlte.

„Danke“, sagte ich und nickte.

„Wie ist Ihre Verbindung zum Herrn?“, fragte er ernst.

„Gut“, sagte ich plötzlich freimütig. „Ich war nie glücklicher in meinem Glauben als in den letzten Monaten. Es fing damit an, dass ich in der Heiligen Schrift las bei den Herrschaften, bei denen ich arbeite, und dann habe ich jemanden im Hafen getroffen, der mir eine eigene Bibel gab. Die lese ich jetzt jeden Abend. Und ich bete zu unserem Herrn Jesus Christus.“

„Es freut mich sehr, das zu hören.“

Nicht weit von uns entfernt legte eine Brigg an. Unter Rufen und Schreien begannen die Schauerleute, die Ladung zu löschen. Ein Hauch von Kaffeeduft wehte durch den Geruch von Tang, Fischresten und allem möglichen Abfall. Ich genoss ihn.

„Ich muss mich beeilen, damit ich mit den Fischen wieder zurück bin“, sagte ich.

„Verstehe, Sie kann die gnädige Frau nicht warten lassen“, sagte der Mann mit dem dunklen Haarschopf. Sein Gesicht war ernst. „Wenn Sie etwas Zeit hat, soll Sie das hier lesen.“

Ich nickte zum Abschied. Dann hörte ich mich selbst sagen: „Irgendjemand mit Namen F.O. Nilsson hat mir meine Bibel gegeben. Kennt Er ihn?“

„Das ist mein Bruder. Ich bin Christian Nilsson.“

„Wie geht es Seinem Bruder?“

„Er leidet keine Not. Der Herr sorgt für ihn. Fredrik hat die Augen der Obrigkeit auf sich gerichtet; deshalb muss er sich eine Zeitlang zurückhalten. Sie weiß ja, dass es nicht erlaubt ist zu predigen, wenn kein Pfarrer dabei ist.“

„Wir leben in schweren Zeiten, wenn Christen anderen Christen verbieten, den Herrn anzubeten“, sagte ich.

Der Mann sah sich um und senkte die Stimme. Eine Handvoll Männer war immer noch damit beschäftigt, die Ladung von der Brigg zu löschen, doch in unserer unmittelbaren Nähe stand niemand.

„Möchte Sie bei einer Versammlung dabei sein?“

„Eine Versammlung? Wie meint Er das?“, fragte ich.

Er sah mir in die Augen, ohne etwas zu sagen. Sein Blick war ernst.

„Ich verstehe“, sagte ich und sah mich genauso um, wie er es kurz vorher getan hatte.

„Ich weiß nicht ganz, ich bin in Stellung ...“

„Wovor hat Sie Angst?“

„Ich könnte meine Arbeit verlieren. Strafe zahlen müssen. Oder noch Schlimmeres.“

Er sah mich nur an, ohne etwas zu sagen.

Ich dachte an das Pfarrhaus und an Johan Olof; an Mutter und an meinen verstorbenen Vater. Konnte ich sie denn alle enttäuschen, indem ich gegen das Gesetz und die Traditionen verstieß und zu einem Konventikel ging? Andererseits: Wann würde ich endlich anfangen, mein eigenes Leben zu leben?

„Kommt am Donnerstag“, sagte der Mann mit dem Haarschopf und gab mir die Adresse.

„Zweiter Stock, die Tür rechts. Dreimal schnell klopfen und zweimal langsam. Dann wissen wir, dass du ein Freund bist.“

In den Tagen danach überlegte ich hin und her, welches Risiko ich einging. Es war eine Sache, stehenzubleiben und kurz zuzuhören, wenn jemand im Hafen predigte; Teil einer Menschenmenge zu sein, die sich rasch zerstreute, sobald die Husaren auftauchten; oder ein wenig mit dem Bruder des Kolporteurs zu plaudern, wenn man ihn zufällig traf. Doch auf eine halböffentliche Versammlung mit Predigt zu gehen – das würde unter das Konventikelgesetz fallen, wenn jemand uns zufällig entdeckte. Das war mir klar. Es besagte, dass derjenige, der an einer unerlaubten Versammlung teilnahm, also einer religiösen Zusammenkunft außerhalb der Kontrolle der Kirche, mit hohen Geldstrafen rechnen musste. Außerdem würde ich höchstwahrscheinlich meine Arbeit, meine Freunde und mein Ansehen verlieren, wenn bekannt würde, dass ich an einem Konventikel teilgenommen hatte. Ich würde einen sehr hohen Preis zahlen für den Fehler eines Abends.

Konnte ich nicht einfach gläubig sein, ohne andere Gleichgesinnte zu treffen? Ich konnte weiterleben wie bisher und meinen Glauben für mich behalten. Das wäre viel einfacher. Doch ich spürte, dass das nicht richtig war. Mein Gewissen, ja, mein gesamtes Wesen drängte danach, an einer Zusammenkunft mit Gleichgesinnten teilzunehmen, egal, was das Gesetz dazu sagte.

Am Donnerstagmorgen hatte ich noch immer nicht entschieden, was ich machen wollte. Doch als ich im Salon Staub wischte, sah ich dort eine aufgeschlagene Zeitung liegen. Mein Blick blieb an einem Artikel hängen. Darin ging es um den Schaden für die Gesellschaft, wenn alle Menschen glauben dürften, was sie wollten. Was mir auffiel, war ein Zitat aus der Verfassung: „Der König darf niemandes Gewissen zwingen oder Zwang auf ihn ausüben lassen, sondern soll jeden bei der freien Ausübung seiner Religion schützen, solange der gesellschaftliche Frieden dadurch nicht gestört wird und kein allgemeines Ärgernis entsteht.“

Ich las das Zitat immer wieder. Die Behörden sollten einen jeden bei seiner freien Religionsausübung schützen. So stand es im Gesetz. Dann durfte ich auch an einem Konventikel teilnehmen. Dann hatte Schweden Religionsfreiheit. In gewisser Weise jedenfalls.

Ich weiß nicht mehr, wie ich es mir gelang, die gnädige Frau dazu zu bringen, mir an diesem Abend freizugeben, doch irgendwie muss ich es geschafft haben. Als der Abwasch nach dem Abendessen erledigt war, eilte ich hinaus in den Spätsommerabend. Ich hatte ein seltsames Gefühl, während ich den Weg zu der richtigen Adresse suchte. Obwohl ich mir einredete, dass Schweden eine gewisse Religionsfreiheit hatte, war mir bewusst, dass eine halböffentliche Zusammenkunft mit Predigt illegal war und dass ich nach dem Konventikelgesetz verurteilt werden konnte, wenn mich jemand verriet.

Vielleicht schlug mein Herz deshalb ein wenig schneller, als ich das Holzhaus sah, das aussah wie tausend andere in Göteborg.

War das wirklich die richtige Adresse? Es war so still. Kein besonderes Licht oder sonst etwas verriet, dass hier ein Treffen stattfand. Ziemlich nervös stieg ich die Treppe hinauf und klopfte an der Tür – dreimal schnell und zweimal langsam. Christian öffnete.

„Kommt herein“, sagte er. „Wir werden schon etwas für Sie zum Sitzen finden.“

Anders, als ich es erwartet hatte, während ich draußen vor der Tür stand, war der kleine Raum voller Menschen. Doch alle waren sehr still, und es brannten nur ein paar Kerzen. Doch in den Gesichtern, die ich kaum voneinander unterscheiden konnte, war keine Furcht zu sehen. Sie wirkten froh und erwartungsvoll. Vor ihnen stand F.O. Nilsson und sprach mit leiser Stimme: „Trink von der himmlischen Quelle, die mit dem lebendigen Wasser.“ Im selben Moment, als ich in der Tür stand, fiel sein Blick auf mich. Eine lange Sekunde lang sahen wir uns in die Augen, der Mann dort vorne und ich. Dann wandte er sich wieder seiner Predigt und den restlichen Zuhörern zu. „Nicht aus den Brunnen mit dem schlechten Wasser, sondern Wasser aus dem lebendigen Strom, dem Segensstrom ...“

Ich setzte mich ganz ans Ende einer vollbesetzten Holzbank – sie bestand nur aus einem groben Brett, das über zwei Hocker gelegt war – und hörte dem Schluss der Predigt intensiv zu. Dann sangen wir. Es war ganz anders als in der Kirche. Hier brauste keine Orgel. Die Leute blätterten in kleinen Heften und sangen leise und ohne Unterstützung eines Instruments eine Melodie, die ich nie zuvor gehört hatte. Dennoch war die Atmosphäre von einer Intensität, wie ich sie nie zuvor in der Domkirche erlebt hatte.

*Die Handschrift ist zerrissen,
Die Zahlung ist vollbracht.
Er hat mich's lassen wissen,
Dass Er mich frei gemacht,*

*Er, Der versank in bitterm Tod,
Und Der für meine Seele
Sein Blut zum Opfer bot.*

Ich war wehmütig und froh, traurig und aufgeregt zugleich. Nach all der Zeit endlich unter Glaubensgeschwistern zu sein – es war einfach so schön.

Nachdem wir ein Lied mit zwanzig, fünfundzwanzig Versen gesungen hatten – leise, unsere Stimmen ineinander verwoben, die Verse in unterschiedlicher Tonhöhe –, beteten die Versammelten gemeinsam zum Herrn, frei und mit eigenen Worten. Viele knieten neben den Bänken. Ich spürte, wie ich wirklich aus der himmlischen Quelle trank. Nie zuvor hatte ich so etwas erlebt. Ich betete nicht laut – das traute ich mich nicht –, doch plötzlich ertappte ich mich dabei, wie ich flüsterte. Als ich wieder aufsaß, merkte ich, dass sich viele wieder hingesetzt hatten und ihre Tränen trockneten. Die Atmosphäre war alles andere als hysterisch, einfach nur ergreifend.

Als das Treffen zu Ende war, stand ich etwas benommen auf. Es war spät. Ich dankte Christian, der mich eingeladen hatte, und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Da kam F.O. Nilsson zu uns. Er lächelte ein wenig ironisch.

„So, nun kennt Sie unser kleines Geheimgespräch“, sagte er. „Was hält Sie davon?“

„Ich finde, es war geistlich gehaltvoller als viele Hochmessen, die ich erlebt habe“, sagte ich und lächelte. „Wenn ich das so sagen darf.“

F.O. Nilssons Augen weiteten sich und es entstand eine kleine Pause, bevor er etwas erwiderte. Vielleicht war er überrascht, solche Kritik aus dem Mund einer Frau zu hören.

„Es ist schon seltsam, dass Menschen in einem christlichen Land im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert sich nicht versammeln können, um den Herrn Jesus Christus anzubeten, ohne Angst zu haben, belästigt zu werden“, sagte er in einem völlig anderen Ton als zuvor.

Seine Augen funkelten, und er sah mir vielleicht ein klein wenig zu tief in die Augen.

Da erwachte etwas in mir zum Leben, eine Lust zu debattieren, die ich all die Jahre in mir begraben hatte, in denen ich gezwungen war, mich meiner Herrschaft und all den anderen, die über mir standen, unterzuordnen. Die ganze andächtige Stimmung, die noch eine Viertelstunde zuvor geherrscht hatte, war wie weggeblasen aus meinem Sinn. Nun war ich wieder 15 und stand nach dem Konfirmandenunterricht auf dem Platz vor der Kirche. Ich wollte so gerne Recht haben und diesem Mann hier zeigen, dass ich mich auskannte.

„Ja, wenn man sich vorstellt, dass ein Gesetz von 1726 unsere Freiheit begrenzen soll“, sagte ich.

Er nickte anerkennend. „Das Konventikelgesetz ist einfach nur furchtbar“, sagte er. „Das hat unser Land wirklich nicht verdient. Doch es gibt ein ganzes System von Gesetzen, das die religiöse Freiheit in Schweden einschränkt.“

Er trat rasch an ein Regal und zog eine alte, abgegriffene Broschüre hervor. „Seht her: uralte Gesetze. Das hier ist aus dem Kirchengesetz von 1686“, sagte er mit derselben ironischen Betonung der Jahreszahl wie zuvor ich.

Er las die altertümlichen Worte:

In unserem Königreich und den Ländern, die ihm untertan sind, sollen alle sich einzig und allein zur christlichen Lehre und zum christlichen Glauben bekennen, der auf Gottes Heiligem Wort, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, gegründet ist und abgefasst in den drei Hauptbekenntnissen, dem apostolischen, dem nicäischen und dem athanasischen, sowie im unveränderten Augsburger Bekenntnis des Jahres 1530, angenommen im Konzil von Uppsala 1593, und erklärt im ganzen sogenannten Konkordienbuch.

„Die Bibel reicht offenbar nicht aus“, sagte ich.

„Ganz genau. Und *alle* in unserem Königreich sollen sich zur christlichen Lehre und zum christlichen Glauben bekennen. Etwas anderes wollen wir auch gar nicht. Trotzdem ist es interessant, dass wir es nicht dürfen, selbst wenn wir es wollten.“

„Aber wie passt das zur Verfassung?“, fragte ich. Ich war froh, dass ich sie zufällig kannte. In der Gesellschaft, in der ich mich gerade befand, konnte ich solches Wissen gut gebrauchen. „Darin heißt es doch, dass ein jeder das Recht hat, seine Religion frei auszuüben.“

Der Prediger fuhr sich mit der Hand durch das Haar, als wolle er Zeit gewinnen, um die richtigen Worte zu finden. Dann sah er mich mit ernststen Augen an.

„Die Verfassung war ein Drahtseilakt. Sie stammt aus dem 19. Jahrhundert und ist ein wenig moderner als die anderen Gesetze. Zu der Zeit, als sie in Kraft trat, gab es Leute, die wollten, dass das Individuum größere Freiheit bekam, und das sollte in der Verfassung zum Ausdruck kommen. Andere Gruppen hingegen wollten, dass der Gedanke der Einheit im Glauben, der unser Land zusammenhält, darin enthalten ist – ich schätze, es war der Klerus.“

Er streckte die Arme in einer resignierten Geste aus und fuhr fort:

„Gleichzeitig kam, wie gesagt, das mit der Freiheit des Individuums allmählich in Mode, jedenfalls unter den gebildeten Schichten. Diese musste also mit der Forderung nach Einheit des Volkes abgewogen werden. Deshalb steht in der Verfassung ein Kompromiss, in dem es heißt, dass die Behörden niemandes Gewissen zwingen dürfen, *solange* dieser nicht die Ruhe und Ordnung stört.“

„Oder allgemeines Ärgernis erregt“, ergänzte ich. „Es genügt also, wenn Leute sich darüber ärgern, wie ein anderer seine Religion ausübt, damit die Behörden einen Grund zum Eingreifen haben, selbst wenn derjenige nicht die Absicht hat, jemanden zu

ärgern. Daran habe ich nicht gedacht. Die Verfassung ist wirklich ein zahnloser Tiger.“

„Ja, die Religionsfreiheit darin ist jedenfalls eine Schimäre.“

Das Wort Schimäre schwebte zwischen uns in der Luft. Ich sah ihm in die Augen, um ihm zu zeigen, dass mich die schwierigen Worte, die er verwendete, nicht verunsicherten. Dann begann er wieder, in dem alten Heft zu blättern.

„Es ist das Verbreiten fremder Glaubenslehren, das strafbar ist. Das sieht man auch hier im Strafgesetzbuch. Es ist von 1734.“

Er wies auf eine Stelle weiter unten in dem alten Druck, auf einen Auszug aus dem ersten Kapitel des Strafgesetzbuchs. Die Überschrift lautete:

*Über die Lästerung GOTTES und den Abfall
von der reinen evangelischen Lehre*

Er zeigte auf § 1.4, der folgendermaßen beginnt:

*Einheimische oder Fremde, die Irrlehren
verbreiten und trotz Warnung nicht davon
ablassen, werden des Landes verwiesen.*

„Wer würde es wagen, gegen ein solches Gesetz zu verstoßen?“, fragte ich und lächelte ironisch.

„Es ist streng genug, um die meisten abzuschrecken“, sagte er.

„Doch wer klug ist, fürchtet Gott mehr als die Menschen.“

Ich fand es anregend, mit ihm zu reden.

„Kommt am Donnerstag wieder“, sagte Christian, bevor ich ging. „Sie scheint Antwort zu haben auf die Fragen meines Bruders. Das kann er brauchen.“

Personenverzeichnis

Die wichtigsten Personen und ihre Beziehungen zueinander:

Sofias Familie

Sofia Ulrika Olsson: Erzählerin; geb. 1812.

Vater: Olof Olsson, Arbeiter und guter Lutheraner; geb. vermutlich 1877.

Mutter: Fredrika Charlotta Jacobsson, überzeugte Lutheranerin mit besonderem Respekt vor Pfarrern; geb. 1781 oder 1782.

Oliva: jüngere Schwester, die immer sagt, was sie denkt; geb. 1820.

Johanna: jüngste Schwester; geb. 1825.

Ottilia: Johannas Enkelin, die eine merkwürdige Geschichte erlebt; geb. 1878.

Fredriks Familie

Fredrik Olaus (F.O. oder Fredrik) Nilsson: ehem. Seemann, dann Kolporteur, illegaler Prediger und Vertreter der Abstinenzbewegung, wohnhaft in Göteborg; geb. 1809.

Christian: jüngerer Bruder, Arbeiter in Göteborg, verteilt Traktate, wenn die Behörden F.O. Nilsson daran hindern, es zu tun; geb. 1812.

Berndt Nicklas: jüngster Bruder, Erbpächter auf einem kleinen Hof in Borekulla in der Bucht von Vällersvik, wo schwedische Geschichte geschrieben wurde; geb. 1814.

Anna Lena Andersdotter: Christians Verlobte und spätere Ehefrau vom Nachbarhof in Borekulla; geb. 1823.

Kristina Henriksdotter: Berndt Nicklas' Ehefrau, die bei ihren Eltern und Geschwistern auf Vorbehalte und Ablehnung stößt; geb. 1824.

Carolina: Tochter von Berndt Nicklas und Kristina; geb. 1842.

Baptisten in Göteborg

Gustaf Schröder: Spross einer Reederfamilie, der einen folgenreichen Sommer in Göteborg verbringt, wohnhaft in Chile; geb. 1821.

Katarina Broberg: Witwe mit Haaren auf den Zähnen; geb. 1797.

Baptisten in Berghem und Umgebung und ihre Kinder

Anders Andersson: Häusler in Huledal, aufgrund seines hohen Alters die verbindende Kraft der hart bedrängten Baptisten in Berghem und Umgebung; geb. 1791.

Helena Andersdotter: Anders' Ehefrau; geb. 1795.

Ingierd Jönsdotter: tatkräftige Pflgetochter von Anders und Helena; geb. 1823.

Börje Eriksson: Häusler in Gullrör, dessen Glaube seine Familie teuer zu stehen bekommt.

Anna Britta Andersdotter: Börjes redselige Ehefrau; geb. 1817.

Johannes Andersson: Häusler in Gullrör, Anna Brittas Bruder; geb. 1816.

Lotta/Charlotta: Johannes' Tochter, Zeugin schlimmer Ereignisse, gerettet von den Nilssons; geb. 1846.

Sonstige wichtige Personen

Johan Olof Johansson: Sofias Jugendfreund, später strenger Vikar der Domkirchengemeinde Göteborg; geb. 1812.

George Scott: früherer Methodistenmissionar, der Schweden unter unrühmlichen Umständen verließ; geb. 1804.

Emma Elmstedt: hilfloses Mädchen; geb. 1841.

Anders Wiberg: Pfarrer, der mit der schwedischen Staatskirche nicht ganz zufrieden ist; geb. 1816.

Literaturverzeichnis

Der Roman basiert wesentlich auf folgenden gedruckten Quellen:

Bergman, Kjell, *Poliser mellan klassförtryck och brottsbekämpning*, Etnologiska institutionen, 1990.

Bexell, Oloph (Hg.), *Sveriges Kyrkohistoria, del 7. Folkväckelsens och kyrkoförnyelsens tid*, Verbum, 2003.

Byström, Jakob, *En frikyrklig banbrytare*, Tryckningskommitténs förlagsexpedition, 1910.

Fridén, George (Hg.), *Svensk baptism genom 100 år 1848 – 1948*, Baptistmissionens bokförlag AB, 1948.

Hallingberg, Gunnar, *Läsarna – 1800-talets folkväckelse och det moderna genombrottet*, Atlantis, 2010.

Jarlert, Anders (Hg.), *Sveriges Kyrkohistoria, del 6. Romantikens och liberalismens tid*, Verbum, 2003.

Bolinder, Hans Ludvig, *Gamla mormor – En biografi öfwer Sweriges äldsta nu lefwande baptist jemte Skildring af hennes märkligaste erfarenheter / Af Ludvig*, Författarens förlag, Bolinder, 1884.

Nordström, Nils Johan, *En kulturbild från 1800-talets religiösa brytningstid – den första svenska baptistförsamlingens uppkomst och kamp för samvetsfriheten*, B-M:s bokförlag, 1926.

Skarin Frykman, Birgitta, *Arbetarkultur – Göteborg 1890*, Etnologiska föreningen i Västsverige, 1990.

Außerdem wurden weitere Quellen wie Briefe, Tagebücher, Kirchenbücher, Gesangbücher, Karten, Zeitungs- und Internetartikel verwendet.

Anmerkungen

Kapitel 1

- „Från eld till brand“. Poliser mellan klassförtryck och brotsbekämpning, S. 32.
- Carl Jonas Love Almqvist (1793 – 1866): Schriftsteller und Komponist.
- Fredrika Bremer (1801 – 1865): Schriftstellerin, Frauenrechtlerin und Kulturpersönlichkeit.

Kapitel 2

- Henrik Schartau (1757 – 1825): orthodox lutherischer Stadtpfarrer von Lund, Vertreter einer ausgeprägten Heilsordnung, Begründer des Schartauanismus.
- Rosenlund: Stadtgebiet in Göteborg.

Kapitel 3

- Verfassung (1809), § 16.
- Lied „Die Handschrift ist zerrissen“, Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725 – 1761), in: Geistliche Lieder von Oscar Ahnfelt nebst einer Auswahl vorzüglicher geistlicher Lieder von verschiedenen Verfassern, Flensburg ³1910.
- Kirchengesetz (1686), Kapitel 1, § 1.
- Strafgesetzbuch (1734), § 1.4.

Kapitel 6

- Galaterbrief, Kap. 3, Vers 28.
- Matthäusevangelium, Kap. 3, Vers 15.
- Apostelgeschichte, Kap. 8.

Kapitel 7

- Matthäusevangelium, Kap. 19, Vers 14–15.
- Matthäusevangelium, Kap. 10, Vers 23.

Kapitel 8

- Galaterbrief, Kap. 3, Vers 28.
- „Bei Abstimmungen ...“, En kulturbild, S. 66.
- ”falls diese nicht die freie Ausübung ...“, En kulturbild, S. 70.

Kapitel 9

- Apostelgeschichte, Kap. 5, Vers 29.
- 2. Mose, Kap. 20, Vers 12.
- Offenbarung, Kap. 13, Vers 1 (frei zitiert).
- Offenbarung, Kap. 2, Vers 7.

Kapitel 10

- Offenbarung, Kap. 15, Vers 3.
- Anklageschrift, unterzeichnet v. Joh. Ol. Johanson, 4. Dezember 1849, zitiert in: En frikyrklig banbrytare, S. 21–58.

Kapitel 11

- Johannesevangelium, Kap. 15, Vers 18.
- Matthäusevangelium, Kap. 5, Vers 10.
- Matthäusevangelium, Kap. 28, Vers 20.

Kapitel 12

- Verhör Brüder Nilsson, En kulturbild, S. 76–79.
- Zeitungszitat, Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning, 15. Juni 1849, Faksimile in: Svensk Baptism 1848 – 1948, S. 11.
- Matthäusevangelium, Kap. 28, Vers 19.

Kapitel 13

- F.O. Nilssons Antwort auf Scotts Brief, En frikyrklig banbrytare, S. 66.
- F.O. Nilssons Brief an seine Ehefrau, En frikyrklig banbrytare, S. 72–73.
- Vorladung Göta-Oberlandesgericht, En frikyrklig banbrytare, S. 76.

Kapitel 15

- Leser (*läsare*): Bezeichnung für Menschen, die die Bibel und andere erbauliche Schriften lasen.

Kapitel 16

- F.O. Nilssons Glaubensbekenntnis vor dem Oberlandesgericht, En frikyrklig banbrytare, S. 82–83.
- Beschreibung von F.O. Nilsson im Urteil des Oberlandesgerichts, En frikyrklig banbrytare, S. 81–82.

Kapitel 17

- Lord Palmerstons Brief an König Oscar I., Svensk baptism 1848 – 1948, S. 16.
- Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning, 6. Dezember 1850, Faksimile in: Svensk baptism 1848 – 1948, S. 18.

Kapitel 18

- „’edle’ Schweden, das [...] leidet ...“, Evangelisk kyrkovän, Nr. 1, 1851, En frikyrklig banbrytare, S. 154.
- „... anderer Menschen Sünden teilhaftig werden“, En kulturbild, S. 122.
- F.O. Nilssons Antwort an die Konferenz, En kulturbild, S. 123.
- „... in anderer Hinsicht von gutem Charakter“, En kulturbild, S. 173.

Kapitel 19

- B.N. Nilssons Brief an Förster, En kulturbild, S. 180.
- Annonce, Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning, 6. April 1853.
- „Sieh, die Nacht ist vergangen“, Zionslieder, S. 355.

Dank

für Gottes große Geduld mit mir.

Meiner Familie, die gerne vom Klappern der Computertasten erwacht.

Dank auch an Verwandte, Freunde und Bekannte, die das Manuskript gelesen und kommentiert haben; die mich unterstützt, bei der Recherche geholfen und mir gezeigt haben, wie man im Nationalarchiv sucht; die mich auf den für sie selbst eher uninteressanten Recherchereisen begleitet haben; die mich ermuntert und für mich gebetet haben – alle, die nicht genannt wurden, sind keinesfalls vergessen.

Dank dem Sjöberg Verlag, der an diesen Roman geglaubt hat. Mein besonderer Dank gilt Redakteurin Sharon Elbaz, die mir den Mut gegeben hat, das zu entwickeln, was mir am Herzen liegt.

Vielen Dank auch an die Fachleute, die sich in unterschiedlichem Umfang Zeit genommen haben, um Fragen zu beantworten, Buchtipps zu geben, Texte herauszusuchen usw.: Åsa Andersson, Dozentin für Kulturwissenschaften, Universität Göteborg; Magnus Lindvall, Archivar des Schwedischen Baptistenbunds; Karin Lundberg, Antiquarin, Kulturmiljö/Västarvet; Kent Olsson, Heimatkreisverein Skene-Örby; Olof Ernestam, F.O. Nilsson-Kenner; Personal des Schwedischen Volksarchivs und des Königlichen Schlosses sowie weitere Personen, die mit ihrem Engagement einzelne Puzzleteile beige-steuert haben, die sonst nur sehr schwer zu finden gewesen wären.

Mein besonderer Dank gilt Rune Imberg, Pfarrer und ehemaliger Dozent für Kirchengeschichte an der Gemeindefakultät Göteborg, der diesem Manuskript viel Zeit gewidmet hat, obwohl er zur „anderen Seite“ gehört.

Fehler im Roman, die trotz Hilfe dieser Personen bestehen, habe allein ich zu verantworten.
